11. 10. 1934.

Kriegs=Veröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz

Jahrgang 1915, Heft 1

Ostpreußen

seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

1. Heft

Verlag von Georg D. W. Callwey in München

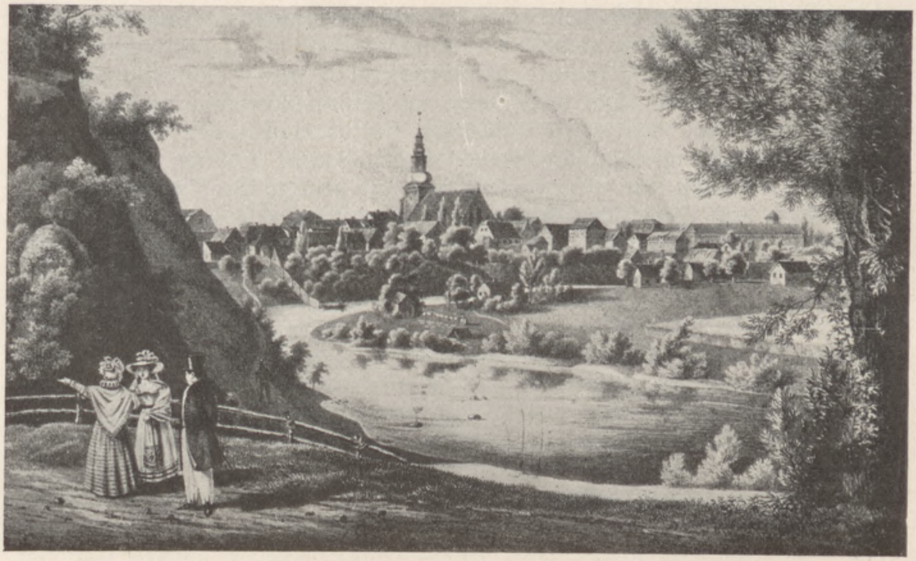


Abb. 1. Insterburg von der Ostseite
Aus dem Lenkeningschen Tale. Ausschnitt aus einer alten Lithographie

Ostpreußen

Geschichte, Land und Kunst

Durch die Kriegsereignisse und durch die schweren Russen-Heimsuchungen ist wohl Ostpreußen in Aller Mund in Deutschland gekommen. Wie viele kennen aber diese weit nach dem Osten vorgeschobene und in den Grenzen nach Rußland zu recht ungünstig gestaltete Provinz des preußischen Staates, die ihm den Gesamtnamen gegeben, wo sich der erste König Friedrich im Jahre 1701 die Krone aufs Haupt gesetzt hat? Vieles ist jetzt vernichtet worden, vieles gilt es wieder gutzumachen. Wie dieses geschehen soll, soll in diesem Aufsatze nicht behandelt werden, wohl aber soll ein kurzes Bild von der ernsten und bedeutsamen Geschichte, von dem Lande selbst und seiner Kunst gegeben werden. Hierfür ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß man auch jetzt noch vom Samland und Natangen, von Litauen und Masuren, vom Ermland und Oberland spricht.

Der allgemeinen Gesittung und dem Christentum wurde Ostpreußen und Westpreußen, das eigentliche Ordensland, durch den Deutschen Ritterorden, ein halb mönchisches, halb kriegerisches Geschlecht, in jahrzehntelangen schweren Kämpfen zugeführt. Nach den ersten Vorverhandlungen kamen im Jahre 1230 die Ordensritter nach dem Osten, faßten allmählich festen Fuß, besiegten und unterwarfen die Preußen, bewältigten die Aufstände und gründeten so bis zum Jahre 1295 den Ordensstaat. Von da an begannen die fast hundertjährigen Kämpfe gegen die Litauer, die gleichzeitig in die Zeit der höchsten Macht- und Prachtentfal-

tung des Ordens, in die Zeit von 1295 bis 1381, fallen. Nach dem Tode des Hochmeisters Winrich von Kniprode († 1381) beginnt der langsame Verfall, es folgt die mörderische und verhängnisvolle Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen im Jahre 1410, und nach manchen Wechselfällen 1466 der zweite Thorner Friede, durch den Westpreußen und die politische Selbständigkeit des Ordensstaates verloren ging. Dem Orden verblieb von nun an nur noch etwa die heutige Provinz Ostpreußen, aber ohne das katholische Ermland, und unter polnischer Lehnshoheit. Der Ordenssitz wurde 1457 von Marienburg nach Königsberg verlegt und mit ihm auch die Haupttätigkeit des Ordens nach Ostpreußen. Um dem Ordensstaate eine festere Stütze zu verschaffen, wählte man im Jahre 1511 den jungen Markgrafen Albrecht aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg-Hohenzollern zum Hochmeister, unter dem die Reformation eingeführt und 1525 der Ordensstaat in ein weltliches erbliches Herzogtum unter polnischer Oberhoheit umgewandelt wurde. Die Vereinigung mit dem Kurhause Brandenburg fand im Jahre 1618 statt und die Befreiung von der polnischen Lehnshoheit durch den Frieden von Oliva im Jahre 1660. So wurde das Herzogtum Preußen der einzige unabhängige, von jeder Lehnshoheit freie Besitz der Kurfürsten von Brandenburg, und so konnte sich hier Friedrich I. als König in Preußen krönen lassen. Man ersieht hieraus die große geschichtliche Bedeutung Ostpreußens für den Staat Preußen und auch, daß ihm die Provinz immer erhalten bleiben muß.

Das katholische Ermland behielt zunächst seine politische Selbständigkeit unter polnischer Oberhoheit und kam erst 1772 an Preußen. Später waren Ost- und Westpreußen zu einer Provinz vereinigt, bis im Jahre 1878 die jetzige Teilung vorgenommen wurde. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß die Provinz Ostpreußen bei der Erhebung gegen Napoleon im Jahre 1813 mit kühnem und zähem Mute ganz Deutschland voranging. Die Leidensschicksale, von denen die schöne Provinz im 17. und 18. Jahrhundert heimgesucht wurde, brauchen hier nicht genannt zu werden, jedoch die vorübergehende Besitzergreifung durch die Russen von 1758 bis 1762.

Das Land Ostpreußen hat seine eigenen Schönheiten. Flachland und Hügelland sind gemischt. Weite Blicke eröffnen sich über das flache Land, ungehindert kann das Auge in die Ferne schweifen. Prachtvolle, farbenreiche Sonnenuntergänge verschönen die Abende und verleihen ihnen einen fesselnden Reiz und Zauber. Nur der kann diese vergänglichen Schönheiten ermessen, der es glühen und leuchten gesehen hat. Die Erhebungen sind nicht gerade bedeutend, und doch machen die Goldaper Berge bis zu 309 Meter geradezu einen gebirgsartigen Eindruck. Bescheidener, aber abwechslungsreich ist der Samländer Höhenzug mit dem Galtgarben von 111 Meter Höhe. Ein besonderes Bild liefern einzelne Teile von Masuren, dem südöstlichen Gebiete der Provinz, mit der den Wellen des Meeres ähnlichen Bodenbewegung. Bei meinen Fahrten durch Masuren habe ich immer den Eindruck gehabt, als ob sich vor den Blicken eine hochgehende, erstarrte See ausbreitete. Niedrige und hohe Wellen folgen aufeinander und lösen sich ab. Abwechslungsreich sind ferner auch das Ermland und das Oberland, die beide dem Fußwanderer manchen schönen und lohnenden Ausflug bieten.

Die Hauptsehenswürdigkeiten der Provinz bleiben aber die Steilküste von Cranz bis Palmnicken, die beiden Haffs mit den Nehrungen und Dünen, das große masurische Seengebiet, die Niederung mit dem Orte Gilge, Obereyßeln bei Ragnit, die Oberländischen Seen mit dem Oberländischen Kanal und der schiefen Ebene, das Pregel- und Allegebiet und nicht zuletzt die Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Das schönste Bild der jetzt aufgelassenen Festung erhält man bei einer Fahrt pregelaufwärts nach Arnau zu. Was Königsberg für das Geistesleben bedeutet, das besagen die Universität und verschiedene Sammlungen, und unter diesen das Prussia-Museum, eine der größten Sammlungen vorgeschichtlicher Altertümer Europas.

Nicht auf alles kann hier näher eingegangen werden. Schon die Steilküste an der Ostsee mit den zum Teil zerklüfteten, hoch aufragenden, manchmal fast abenteuerlichen Bildungen und Formen, mit den bloßgelegten geologischen Schichtungen ist eine Sehenswürdigkeit erster Ordnung, die sich würdig anreiht an gepriesene Schönheiten anderer Provinzen. Cranz, Neu Kuhren, Rauschen, Groß und Klein Kuhren, Palmnicken, das sind die Badeorte, an die man zuerst denken muß. Ostpreußen hat die See, hat die Haffs mit den Nehrungen und auf der Kurischen Nehrung die hochansteigenden Sandberge, die Dünen, wiederum hervorragende Sehenswürdigkeiten. Man muß in Rossitten auf der Kurischen Nehrung gewesen sein, die Sandberge bestiegen und das ewige Weiterwehen des Sandes gesehen haben, um einen Begriff von den einzigartigen Naturbildungen zu erlangen. Die Wanderdünen verdecken und begraben Ortschaften, Baum, Strauch und Land und schreiten alljährlich um einige Meter weiter in das Haff hinein. Die Rossitter Dünen grenzen geradezu an das Mächtige und Erhabene, packen und ziehen den Menschengeist in ihren Bann. Werden und Vergehen!

Ruhiger, stiller, fast traumvoll wirken die masurischen Seen, von Wäldern und Hügeln umgeben und durch Inseln belebt — mehr Flachland. Zum Erholen der Seele und des Geistes wie geschaffen. Zu den reizvollsten Schönheiten gehören die Pregelfahrten, die Allequellen bei Lahna, die Alle bei Groß Schönau, die Landschaftsblicke von den Höhen bei Rössel, die herrliche Fahrt von Seeburg über Freudenberg nach Guttstadt, gehören die Gebiete der Passarge bei Braunsberg und Schalmey und vieles, vieles andere.

Daß Ostpreußen die pferdereichste Provinz ist, wird immer und immer wieder hervorgehoben; nicht so sehr bekannt ist es jedoch, daß es dem Heere verhältnismäßig sehr viele gesunde und kräftige Männer liefert. Ostpreußen ist in erster Reihe eine ackerbautreibende Provinz, in der für das Gewerbe die Vorbedingungen nicht so glücklich liegen wie in anderen Provinzen und Bundesstaaten. Manche Gewerbe, die in früheren Jahrhunderten auch hier bestanden — Glas- und Tonwarenerzeugung — sind unter der Ungunst der späteren Verhältnisse eingegangen, weil sie nicht wettbewerbsfähig bleiben konnten. Von den Naturerzeugnissen hat sich wenigstens eins fast überallhin verbreitet und sich Ansehen und Achtung verschafft. Ich meine den Bernstein, das versteinerte Harz der Bernsteinfichte, das durch die See zutage gespült und bei Palmnicken auch bergmännisch gewonnen wird. Er findet sich hauptsächlich am Samlandstrande und wurde von einem früheren Schriftsteller sogar das „Samländische Gold“ genannt.

Welche Stellung nimmt Ostpreußen auf dem Gebiete der Kunst ein? In erster Reihe muß die Baukunst, dann die Bildnerei und zuletzt die Malerei genannt werden. Der Orden hat Ortschaften angelegt, Städte gegründet, Burgen und Kirchen erbaut; im katholischen Ermland wurde diese Tätigkeit von den jeweiligen Bischöfen ausgeübt. Aber alle Gebäude, die Kirchen und Burgen, sind in einem Stil und wie aus einem Guß ausgeführt. Sie sind im Backsteinbau mit gotischen Formen errichtet, in der Gesamtheit massiv und wuchtig, in den Giebeln und manchen Einzelteilen leichter und reicher gestaltet. Das wehrhafte Aussehen macht sich überall bemerkbar. Viele von den Ordensburgen sind vernichtet und in Vergessenheit versunken, manche andere aber legen Zeugnis ab von der bewunderswerten Bautätigkeit jener Tage: die Schlösser in Heilsberg, Allenstein, Neidenburg, Soldau usw. Überall im Lande entstanden Kirchen, in den größeren Städten meistens dreischiffige Anlagen, hallenartig und ohne Strebebögen, in den Dörfern einschiffige, gewölbte Bauten. Abgesehen von der einfachen schlichten Gliederung, sind allen diesen Bauten die Sterngewölbe und die mächtigen, wehrhaften und kraftstrotzenden Türme eigen. Man muß sie gesehen haben, wie sie mit ihrer Wucht, mit ihrer Masse nicht allein Stadt und Ort, sondern die ganze Landschaft überragen und beherrschen, weithin sichtbar sind und gleichsam als Wahrzeichen der Macht in die Luft steigen. Wie dürftig, dürr und armselig wirken dagegen viele neuere Kirchtürme trotz ihres größeren Formenreichtums. Ich erinnere unter anderem nur an die alten Kirchtürme in Braunsberg, Guttstadt, Allenstein, Schmoditten, Mühlhausen, Paaris, Friedland, Allenburg, Santoppen und dergleichen, um das vorhin Angedeutete zu bewahrheiten. Daß aber auch in den späteren Jahrhunderten die Baukunst liebevolle Pflege gefunden hat, beweisen die Wallfahrtskirchen in Heiligelinde und Krossen, die Kirchtürme in Tilsit und Königsberg und manche andere Bauten.

Wenn auch in den Städten der Fachwerks- und Holzbau heimisch gewesen sein mag, so finden wir heute die besten Beispiele hiefür doch nur auf dem Lande. Litauen, Masuren, Ermland und Oberland haben ihre besonderen Holzbauformen gehabt, die von einheimischen Handwerkern ausgeführt waren und einen anziehenden baukünstlerischen Reiz besitzen. In Litauen kommt noch die leuchtende, in der Nähe sogar schreiende Farbe hinzu, die für Fernwirkung berechnet ist. Viele von den alten prächtigen Holzhäusern sind schon verschwunden. Erwähnen möchte ich in Masuren, an der Straße von Willenberg nach Fürstenwalde, die Orte Röblau und Radzienen, reine Holzwerksdörfer, die uns den besten Einblick in die früheren Ortschaftsanlagen gewähren. Erwähnen möchte ich weiter in den kleineren Städten als Eigenart die überaus großen Marktplätze, die für die Markttage zum Aufstellen der ländlichen Wagen notwendig waren, z. B. Marggrabowa und Soldau. Zu allen Zeiten hat man in Ostpreußen in dem jeweiligen Zeitstile gebaut. Darum soll man auch beim Wiederaufbau der zerstörten Städte und Ortschaften Freiheit schalten und den guten Geschmack als Richter walten lassen. Also nicht verlangen, im Backsteinstil zu bauen, in der Art des ausgehenden 18. oder der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern lediglich verlangen, zweckmäßig, sachlich und in guten Formen und Verhältnissen bauen. Dann wird etwas Gutes und die Zeit Überdauerndes entstehen.

Auf dem Gebiete der Bildnerei tritt Ostpreußen im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts und dann noch einmal von etwa 1660 bis 1750 kräftig hervor und deckt den Bedarf an Altären, Kanzeln, Beichtstühlen, Orgeln und anderen Gegenständen im Lande selbst. Die meisten dieser Erzeugnisse haben ja nur mehr kunstgewerblichen Wert, es sind aber hochachtbare Leistungen, die uns zeigen, wie auch in Ostpreußen die allgemein gültigen Kunstformen Eingang gefunden haben. Man staunt gar oft in den kleinsten Dorfkirchen über den Reichtum der Ausstattung, über die Formen- und Prunkliebe jener Zeiten. Ich erinnere z. B. nur an die Kirchen in Mühlhausen bei Pr. Eylau, Neuhausen und Bladiau. Man staunt über den Geschmack und das Verständnis, die sich gar oft bei den inneren Einrichtungen der Kirchen zeigen, über Barock- und Rokokoarbeiten, die sich ohne Gewalt in die gotische Umgebung einfügen.*

Ostpreußen hat von je schwer zu kämpfen gehabt und wird auch nach dem Kriege schwer zu kämpfen haben. Es ist aber ein Kulturland und bietet den verwöhntesten Reisenden so viel, daß er auch die östlichste Provinz des preußischen Staates befriedigt verlassen wird. Darum kann nicht genug auf die vielen Schönheiten und auch auf die geschichtliche Bedeutung Ostpreußens hingewiesen werden. Dr. A. Ulbrich

* Von dem Verfasser dieses Aufsatzes ist ein größeres Werk über die Bildnerei in Ostpreußen vom Ausgang des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fast druckreif fertig.



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 2. Rossitten, Kurische Nehrung

Vorbemerkung zu den Bildern

Der Königl. Meßbildanstalt zu Berlin sind die schönsten Abbildungen dieses Heftes zu verdanken. Viele von ihnen sind vor langen Jahren hergestellt, so daß sich leider mehrfach die Platz- und Siedelungsanlagen nicht mehr durch die große, geschichtlich gewordene Einheitlichkeit auszeichnen. Eine weitere Zahl wichtiger Aufnahmen aus dem Zerstörungsgebiete durfte der Sammlung des Herrn Regierungs- und Geh. Baurat Fischer, des Leiters der Hauptberatungsstelle zu Königsberg, entnommen werden. Nicht bei allen ließ sich, zum Teil infolge fehlender Herkunftsbezeichnung, die Quelle angeben.

Wir bitten die Urheber solcher Bilder, um deren Wiedergabe nicht die besondere Erlaubnis eingeholt wurde, den uneigennützigen Zweck der Arbei zu bedenken.

Die historischen Bilder zu dem Beitrag „Wohnhausbau in Einheitsformen begleiteten in noch reicherer Wahl schon einmal einen ausführlichen und ähnlichen Aufsatz von Herrn Architekt Gustav Wolf im Heft 4 vom laufenden Jahrgang des „Baumeister“ (Herausgeber: Hermann Jansen, Berlin. Verlag Georg D. W. Callwey, München).

Allen Gebern der Bilder sei auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 3. Littauischer Kirchhof, Kurische Nehrung



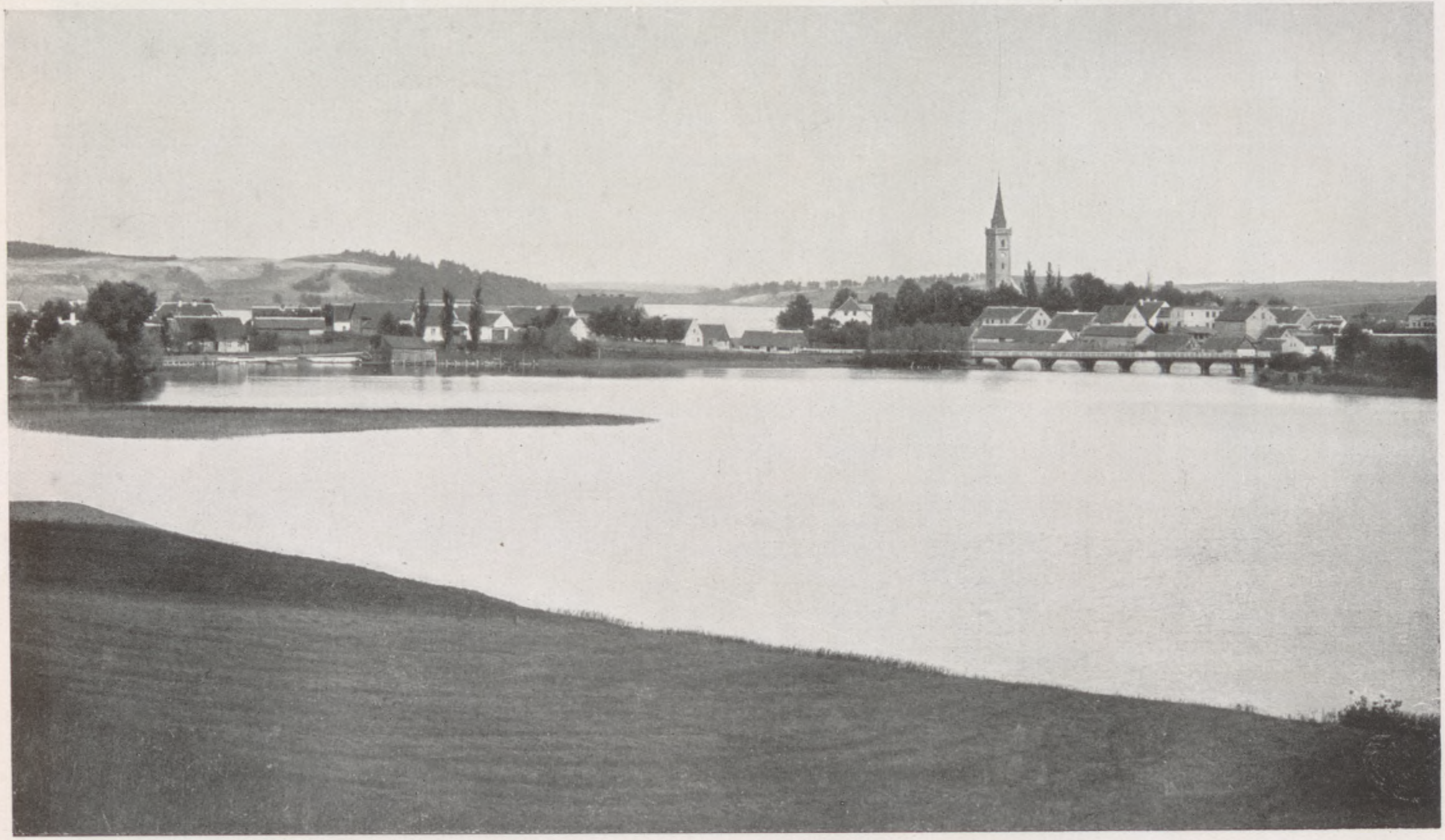
Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 4. Niedersee, Masuren



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 5. Gilge am Kurischen Haff



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 6. Nikolaiken



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 7. See bei Guzianka, Masuren



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 8. Wachtbudenberg an der Ostsee



Aufnahme von Gottheil & Sohn, Königsberg

Abb. 9. Dorf auf der Kurischen Nehrung



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 10. Heilsberg, Katholische Pfarrkirche



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 11. Frauenburg, Katholische Pfarrkirche



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 12. Braunsberg, Rathaus

(Der Straßenzug links ist sehr gut durch die vorspringenden Häuser und die hohe Baumgruppe abgeschlossen)



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 13. Braunsberg



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 14. Frauenburg

(Die Einheitlichkeit des Platzes und der Dachformen ist auf der linken Seite durch neuere Bauten vollständig zerstört)



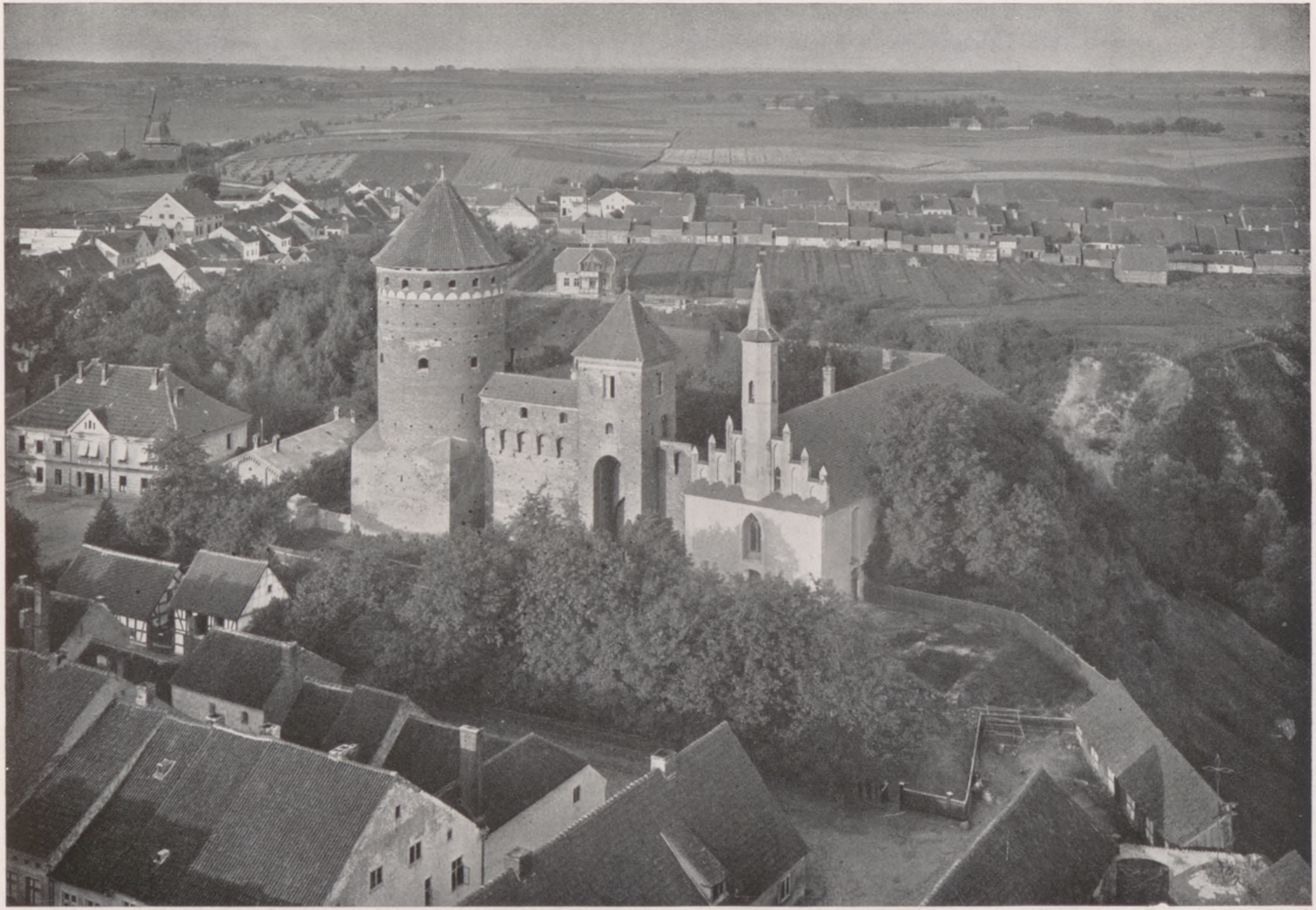
Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 15. Frauenburg, Dom



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 16. Frauenburg



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 17. Rössel, Ordensschloß



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 18. Friedland



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 19. Wormditt



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 20. Königsberg, Dom

(Links, im Bild nicht gebracht, schließen häßliche, neuere Bauten mit großen Stockwerkhöhen an, die den Maßstab der Kirche niederdrücken, während die alten Häuser rechts in gutem Maßverhältnis zum Gotteshaus stehen)

Zum Wiederaufbau in Ostpreußen

Als der Plan zu diesem Ostpreußenheft zum erstenmal auftauchte und dann reifte, glaubte ich mich berufen, selbst den Hauptbericht zu geben. Damals stand ich vor großen neuen Eindrücken: einer vom Oberpräsidium in Königsberg geplanten Kraftwagenfahrt durch zerstörte Ortschaften und der Sitzung der Kriegshilfskommission Abt. 5 am 18. Dez. 1914.

Der aus vielen Quellen gesammelte Stoff an Abbildungen und in Schrift hat sich nun aber von selbst zu einem einigermaßen abgerundeten Bild geschlossen. Hinter den wichtigen Stimmen vieler konnten die Ansichten eines einzelnen fast ganz zurücktreten.

Die aus allen Kreisen Deutschlands lautgewordene Forderung, der Wiederaufbau in Ostpreußen sei als Kulturaufgabe ersten Grades aufzufassen, ist als Volksstimme zu betrachten. Daß sie bei den maßgebenden Behörden, bei den Ministerien und ganz besonders auch bei dem Oberpräsidenten von Ostpreußen vollen Widerhall gefunden hat, muß gerade unseren Deutschen Bund Heimatschutz mit großer Freude und Dankbarkeit erfüllen. Denn so wurden noch nie in der Gegenwart ideale und wirtschaftliche Forderungen verbunden — mit dem Maßstab und den Ansprüchen kulturstarker Zeiten wie der Renaissance dürfen wir allerdings nicht messen.

Die Bestrebungen der Künstler und der Heimatschutzfreunde haben sich bei dieser im Werden begriffenen Aufgabe ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt: darum dieses Handinhandgehen mit den Behörden, darum ein gegenseitiges Befruchten, von dem beim Hervorheben und Pflegen romantischer Gefühlswerte nie hätte die Rede sein können.

Wirtschaftlich und sozialpolitisch gerichtete Gedankengänge stehen voran. Und doch ist das andere, Kunst-, Kultur- und Heimatpflege, vom Allerpraktischsten unabtrennbar. Keiner von unsern Feinden — das dürfen wir getrost behaupten — hätte an unserer Stelle augenblicklich so etwas zu zeigen vermocht wie wir: doppelt starke, ernsteste Regsamkeit der daheimgebliebenen, auf die Vorbereitungen zur Friedensarbeit bedachter Männer, während draußen die Brüder heiß weiterkämpfen, sterben und siegen. Diese freien Geisteskräfte, die sich jetzt mit den Vorbedingungen zum Wiederaufbau beschäftigen, zeigen neben den Streitern in Waffen die eigene Art deutschen Wesens, das gerade in der Not all seine Eigenschaften offenbart: Beharrlichkeit, Gedankenstärke, Glaube, Gemüt, Sehnsucht, Phantasie. Die Verbindung all dieser Gaben darf sich keiner unsrer Gegner nachrühmen, am wenigsten England, dessen Kultur uns bis vor kurzem unerreichbar schien. Sein Stern ist unbedingt im Absinken, weit dort unter falschen Voraussetzungen aufgebaut wurde. Der unsere wird schöner strahlen, wenn uns der heilige Eifer, der Glaube an die gute Sache und der Wille zum Sieg nicht verlassen. Was wir aber für Ostpreußen und ebenso später für zerstörte Gebiete in Elsaß-Lothringen schaffen wollen, das wird durch Jahrhunderte eine der klarsten, sichtbarsten Ausdrucksformen für Art und Inhalt unserer Volksseele in diesem größten Kriege bleiben.

Aus erklärlichen Gründen dachte man zuerst an die baulichen Fragen. Schüchtern, dann stärker und stärker kamen andere hinzu: Fragen des Siedelungswesens, der inneren Kolonisation, der Industrialisierung. Jetzt ist es nun so weit, daß man die eine schon gegen die andere abzuwägen vermag, ohne zu vergessen, was zuerst not tut, um überhaupt die ersten Keime zum wirtschaftlichen Leben in der Ostmark wieder zu wecken.

Gesetze und Verordnungen sind nicht starre Begriffe. Sie sollen gebessert werden, wenn die Zeit dazu auffordert. So geht es mit manchen anderen Dingen, namentlich mit vielen Vorurteilen, die im Daseinskampf eines Volkes am ehesten weggeräumt werden.

Das Wiederbesinnen auf verlorengegangene Kulturnotwendigkeiten, von dem gerade die Baukunst des neuen Jahrhunderts getragen wird, bereitet den Wiederaufbau auf das glücklichste vor. Hemmungen, die in einzelnen gesetzlichen Bestimmungen liegen, sollen beseitigt werden. Das ist vor allem in den Leitsätzen ausgedrückt, die der Oberpräsident als Ergebnis der Tagung vom 18. Dez. aufstellte. Sie lauten:

„1. In verschiedenen Städten ist ein Umlegungsverfahren notwendig, für welches gesetzliche Grundlagen zu schaffen sind. In einzelnen Dörfern sind Umlegungen zur Verbesserung der Verkehrsstraßen nötig.

2. In stark zerstörten Ortschaften werden Ortsstatute gegen Verunstaltung zu erlassen sein.

3. Die Bauordnungen für das platte Land, und vor allem für die Städte, sind durchzuarbeiten, besonders im Sinne der Wirtschaftlichkeit (Vermeidung unnützer kostspieliger Anforderungen) und des Stadtbildes (Beschränkung auf zwei Stockwerke, richtiger Anschluß an die Nebenhäuser, Bedachungsart). Die Festsetzung von Fluchtlinien, hinteren Bebauungslinien und Bauzonen ist zu erwägen.

4. Eine einheitliche Hauptbauberatungsstelle für die Provinz mit ihr unterstellten örtlichen Organen ist erforderlich. Durch geordnete Heranziehung der Bauberatungsstellen in die baupolizeilichen Angelegenheiten ist ihre Wirksamkeit zu fördern. Schon bei der Festsetzung der Bauordnungen ist neben örtlichen Sachverständigen die Hauptberatungsstelle heranzuziehen.

5. Ein Hand in Handgehen der Staatsbauverwaltung mit der Hauptberatungsstelle zur einheitlichen Gestaltung der Stadtbilder ist erwünscht.

6. Die Auswahl der anzustellenden Bauberater ist nicht auf Beamte zu beschränken. Auf praktische, technische und wirtschaftliche Erfahrung ist der Hauptwert zu legen. Die Besoldung ist so zu regeln, daß wirklich geeignete Kräfte gewonnen werden können.

7. Das Handwerk und die Architektenschaft der Provinz sind in erster Linie zu berücksichtigen.“ *

Mit solchen Vorbedingungen voll Klarheit und Großzügigkeit läßt sich vorankommen. Geistiger Weitblick, taktvolle Geschicklichkeit, ein weitherziges und zielbewußtes Verarbeiten der zuströmenden Anregungen und dann auch wieder weises Maßhalten müssen sowohl bei der Hauptbauberatungsstelle wie bei den einzelnen Beratungsstellen vorausgesetzt werden.

Erstere ist in die Hand eines in Siedelungsfragen bewährten Mannes, des Regierungs- und Geheimen Baurats F i s c h e r von der Ansiedelungskommission in Posen gelegt worden; hierzu kann man der Provinz Glück wünschen. Daß die Bauten der Ansiedlungs-Kommission neben ihrer wirtschaftlichen Güte in den letzten Jahren auch baukünstlerisch gute Leistungen geworden sind, macht die Wahl doppelt wertvoll. Schon die städtebaulichen Absichten, die bei der Rundfahrt durch zerstörte Städte bekundet wurden, verheißen den Aufgaben guten Fortgang.

* Entnommen aus „Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Ortschaften Ostpreußens“. Bericht über die erste Tagung der Abteilung für den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften am 18. Dezember 1914. Kriegshilfskommission für die Provinz Ostpreußen. Im Verlag der Ostpreußischen Druckerei in Königsberg.

Den einzelnen „Bezirksarchitekten“ soll die nötige Freiheit und Selbständigkeit geboten werden, die allein den vollen Erfolg zu gewährleisten vermag. Man braucht wirtschaftlich, technisch und baukünstlerisch geschulte Kräfte und hat darum für Städte wie Gerdauen, Domnau und Allenberg anerkannte Männer zu wünschen. Andrerseits kommen viele bescheidenere Aufgaben in Betracht, in kleinsten Stadtgebilden, auf Dörfern und bei ländlichen Einzelbauten, für die erprobte, aber noch verhältnismäßig junge Fachleute in Frage zu ziehen sind, die sich die Sporen verdienen sollen. Einzelaufgaben, wie Rathäuser, Kirchen, sonstige öffentliche Gebäude, dann auch Gutsbauten und Herrenhäuser sollten bei aller gebotenen Sparsamkeit ganz besonders Baukünstlern anvertraut sein. Das sind Aufgaben, bei denen man vielleicht allein, abgesehen von den städtebaulichen in ihrem weiteren Zusammenhange und in ihren inneren Voraussetzungen, von „Kunst“ sprechen kann. Denn bei den Wohnhäusern und Nebengebäuden ist durch die wirtschaftlichen und geschichtlichen Vorbedingungen, durch Sachlichkeit und Schlichtheit, durch ein bis zum Typisieren hindrängendes Auffassen fast von vornherein das Wichtigste klargelegt, namentlich dann, wenn die neuen Bauvorschriften heilsame, engere Grenzen ziehen und wenn in sehr vielen Fällen die stehengebliebenen Baureste wieder benutzt werden. In diesen Punkten ist die bevorstehende Arbeit vielfach von Nichtkennern der Verhältnisse falsch eingeschätzt worden.

Die Zeit, der Charakter der bestehenden, ostpreußischen Bauweise, die Rücksichten auf stehengebliebene Häuserreihen und allgemein gültige, wirtschaftliche Besserungen erheben die große Aufgabe von vornherein in allen ihren Teilen über jegliche Willkür und über Zufälligkeiten der Phantasie hinaus. Darin haben sich alle berufenen Kräfte zu fügen, zum Nutzen der Sache selbst. Gerade derartige Einschränkungen pflegen von dem Architekten glücklicherweise ein tieferes Eindringen in die besonderen Voraussetzungen zu verlangen. Und das ist in diesem Fall doppelt wertvoll. Denn Ostpreußen soll schöner aus der Asche wiedererstehen und dabei seine ostpreußische Wesensart beibehalten.

Hervorragende Persönlichkeiten an der richtigen Stelle werden als Schrittmacher für die jüngeren Kräfte den Ton der Arbeit auf ganz andere Höhe stimmen, zur Durchgeistigung auch der bescheidensten Einzelfälle stark beitragen helfen. Ganz andere Werte können dann aus den städtebaulichen und den Einzelaufgaben herausgeholt werden; für den größeren Aufwand an Mitteln entschädigt dabei sicher der gesteigerte Wert im Enderfolg.

Alle Fachleute, die einmal Bauberatung übten, wissen sich über das im Verhältnis zur aufgewandten Mühe erzielte geringe, bisweilen sogar klägliche Ergebnis einig. Bei der vielgerühmten ostpreußischen Dickköpfigkeit, die allerdings am wenigsten hier am Platze wäre, steht Ähnliches zu befürchten, falls den Bezirksarchitekten nicht viel weitergehende Befugnisse eingeräumt werden. Oft besteht die Bauberatung in der mühseligen Besserung kleiner Einzelheiten an bereits vom ungeschulten Unternehmer aufgestellten Entwürfen, ohne daß klare und die Baupolizei ebenbürtig ergänzende Vorschriften gehandhabt werden können. Hier soll nun aber die Beratung gleich bei der Entwurfsarbeit, zu der unfähige, nur auf möglichst großen Verdienst bedachte Kräfte gar nicht zugelassen werden, von Grund auf und in allen Teilen erfolgen. Sie muß aber auch bis zum Ende durchgeführt werden. Der ostpreußische Maurermeister verfügt

im Durchschnitt nicht einmal über die Gaben und Kenntnisse eines „Polier“, das ostpreußische Handwerk liegt arg darnieder. Nun wird gerade im Äußeren der Bauten bei aller Schlichtheit und selbstverständlichen Sachlichkeit die Arbeit an Gesims, Türen, Fenstern den einzigen Schmuck darstellen. Sie ist oft der persönliche Ton des Hauses und verrät einzig und allein den bescheiden zurückgehaltenen Willen des Architekten. Wird nun nach dem erfreulichen Wunsch der Behörden dem ostpreußischen Handwerkerstand lebhafte Förderung zuteil, dann hat er seinerseits entgegenzukommen, die sorgliche Überwachung der Ausführung zu verstehen und sich jeder vernünftigen Belehrung zu erschließen.

Über ostpreußische Stadtanlagen spricht H. Wagners Aufsatz „Der Städtebauer in Ostpreußen“ ausführlicher.* Den Städtern wird das Sichfügen in die Aufbaugedanken verhältnismäßig leicht fallen. Auf dem Lande ist das schwieriger. Und doch muß sich unbedingt auch dort der Staat das Recht der Einflußnahme bis auf den kleinsten Bau vorbehalten. Der Landbewohner baut immer noch in verkanntem „städtischen“ Geschmack, im berüchtigt gewordenen „Maurermeisterstil“ und mißachtet damit alle gesunden, früher so selbstverständlichen Voraussetzungen. Die Ostpreußen eigentümlichen ländlichen Haustypen zeichneten sich, wie überall die Bauernhausformen im Vaterland, durch ruhig entwickelte, stammesgeschichtliche Überlieferung, durch bodenständige Baustoffe und namentlich durch gleichmäßige Dachdeckung,** dann aber auch durch bescheidene Formen einer echten Wohnkultur in Einteilung, Hausgerät und Schmuck aus. Sie waren in den letzten Jahrzehnten unter Verzicht auf einzelne veraltete Baubegriffe und Baustoffe zeitgemäß abgewandelt. Derartige Schöpfungen pflegen im Kern wirtschaftlich einwandfreie Neuerungen zu bergen. Sie sind nur dann zu tadeln, wenn der Grundriß schlecht entwickelt ist oder wenn die Aufwendigkeit der Anlage die Lebenshaltung des Bewohners über Gebühr verteuert. Besserungen, die auf gute Isolierung gegen Wind und Wetter, gegen Grundfeuchtigkeit, auf gute Durchlüftung und Belichtung, auf das Einführen von Windfängen und dergl. abzielen, sind auf das lebhafteste zu begrüßen. Aber nun pflegt das äußere Kleid dieser neuen Häuser meist geradezu häßlich zu sein (Abb. 37—39). Da bedarf es nur weniger, aber grundsätzlicher Änderungen. Man kann ohne jedwede Altertümelei bodenständig bauen und doch einem einzelnen Hause ebenso wie der ganzen Ortschaft den Geist des Landes neu einhauchen. Dann spinnt die umgebende Natur alle noch so bescheidenen Kulturwerke wieder liebevoll ein. Die herzlosen, in minderwertigen und protzenhaften Schmuckversuchen kläglich steckengebliebenen Machwerke der letzten Jahrzehnte, die man durch ganz Deutschland, am wenigsten allerdings in seinen südlichen Teilen findet, konnten sich nicht der Natur einschmiegen. Es schien so, als ob weder Baum und Busch noch Hecke und Zaun sich vertraulich an sie heranwagten.

---

* Vergl. u. a. die Ausführungen des Deutschen Bundes Heimatschutz im Kunstwart, erstes Februarheft 1915.

** Hoffentlich kann beim Wiederaufbau unter gewissen Vorbedingungen das altbewährte Stroh- oder Schilfdach, gegebenenfalls als imprägniertes und feuersicher gemachtes, sogen. „Gernentzdach“ Berücksichtigung neben den anderen, landesüblichen guten Deckungsarten finden.

Gerade wir Deutschen dürfen ja — und das ist unsere Stärke — bei dem Nützlichkeitswerk die oft kleinen und doch so nötigen Gefühlswerte wahrlich nicht vergessen . Damit ist nicht etwa gesagt, es liefen vom Standpunkt eines gesunden Heimatschutzes gehegte Wünsche den wirtschaftlichen Bedingungen zuwider. Arbeiten, die in diesem Sinne bewältigt werden, lassen sich vielmehr zum mindesten ebenso preiswert herstellen wie andere, mit weniger dauerhaften Baustoffen geist- und herzlos geschaffene. Das pflegt eben der Segen aller geordneten und sinnvollen Leistungen zu sein, über denen nun gerade in Ostpreußen der Grundsatz der Nützlichkeit an erster Stelle zu stehen hat. Doppelt sei das betont, weil auch in Ostpreußen schon Stimmen gegen „verteuernde Heimatschutzvorschläge“ laut werden.

Die Kulturarbeit in Ostpreußen geht noch auf viele andere Dinge hinaus. Da gilt es, viele Wunden zu heilen, die der Natur geschlagen sind, Bäume zu pflanzen, Hecken zu setzen, Gehölze wieder aufzuforsten, dann vor allem Ödländer urbar zu machen. Bei letzterem heißt es vor allem: keinen Baum vernichten, keinen Pfad begradigen, kein Buschwerk beseitigen, kein Bächlein ändern oder zuschütten, ehe man nicht sicher weiß, ob es dringend nötig ist, ob man nicht anders und geschickter vorzugehen vermag. Manches Stück Ödland und Einsamkeit ist so wertvoll, daß statt seiner ein anderes Stück leichter in Frage kommt, ohne daß Menschen viel Freude und Wild und Vögeln der Lebensboden unwiederbringlich genommen wird. Arbeit vom grünen Tisch aus oder Unbedachtsamkeit, womöglich aus engherziger Gewinnsucht, würde sich bitter rächen.

Alles, was mit der Neubelebung und Schönergestaltung der Provinz zu tun hat, muß deutscher Volkeswille sein. Solche sichtbaren Spuren unserer größten Jahre verpflichten uns vor der Nachwelt auf das stärkste.

Aus diesem Grunde sei hier noch ganz kurz einer besonderen Angelegenheit gedacht, der Frage der sichtbaren Kriegerehrungen in Ostpreußen, in Grabsteinen und Ehrenfriedhöfen, in Krieger- und Erinnerungsdenkmälern. Die Friedhofs- und Denkmalskunst der letzten Jahrzehnte war schlecht. Heute ist keineswegs unser Volk in all seinen Schichten geschult genug, um bei derartigen Fragen dem inneren Trieb und dem Geschmack ungehemmt folgen und den Geschäften, Meistern und Handwerkern solche Aufgaben anvertrauen zu können. Da bedarf es auch im kleinsten Falle des Rates Einsichtiger und Erfahrener oder möglichst eines reifen Künstlers. Der gute Wille und Gewohnheit allein helfen nichts. Der beste Rat bleibt aber vorläufig: warten, warten, und nichts übereilen. Wie oft und eindringlich ruft uns diese Zeit zu: „wer hat heute ein Recht, Steindenkmale zu setzen?“ und „gebt Brot statt Steine“ ist die andere Stimme, die nicht minder ernst klingt.

Man soll den Begriff „Denkmal“ so weit wie möglich fassen. Wohltätige Stiftungen sind die schönste Form. Zu schlichten, eindringlichen Erinnerungszeichen aus Stein und Bronze hat es noch reichlich Zeit. Noch an zwei wichtige Gesichtspunkte ist hierbei zu erinnern. Das Denkmal soll in Form, Art und Aufstellung Stimmungsträger seiner Umgebung, der landschaftlichen oder der städtischen oder dörflichen, sein. Und dann: man braucht Denkmäler nicht nur zu setzen, man kann sie auch pflanzen als Bäume und Haine! —

Ostpreußen darf stolz sein, daß es zuerst, früher als die in Elsaß-Lothringen vom Krieg betroffenen Bezirke, zum Wiederaufbau rüsten kann. Um so größer ist die Notwendigkeit einheitlich guter Leistungen. Das Vaterland ersehnt und gönnt sie ihrer Ostmark von ganzem Herzen. Es erwartet sie um so mehr, weil es davon das Befruchten auch anderer Landesteile und ein Anwachsen der inneren Kultur in allen deutschen Landen als segensreichste Ausstrahlung ernstester Arbeit erhofft. W. L.

Der Städtebauer in Ostpreußen*

Eine Besichtigungsreise, die der Oberpräsident gleich nach der Flucht der Russen durch die zerstörten Städte der Provinz gemacht hat, ergab, daß die baulichen Zerstörungen gegen früher nicht wesentlich zugenommen haben. Die Russen mußten zu schnell abziehen, sie hatten nicht mehr Zeit, die Gebäude zu vernichten, wie sie es bei ihrem ersten Einfall zu einem großen Teil gemacht hatten. Dennoch ist die Summe der Schäden sehr groß. Im ganzen werden sie auf über 40 Millionen Mark geschätzt. Dabei sind nur solche Städte berücksichtigt, deren Schäden die Million schon überschritten.

Im Regierungsbezirk Königsberg sind die Städte Tapiau, Allenburg, Domnau und Gerdauen stark zerstört. Im Regierungsbezirk Gumbinnen hat die Stadt Schirwindt mit Ausnahme der Kirche kein unbeschädigtes Haus mehr; ähnlich steht es in Eydtkuhnen; ebenso sind in Pillkallen, Stallupönen, Darkehmen, Goldarp und Marggrabowa Zerstörungen sehr umfangreich. Im Regierungsbezirk Allenstein sind der Hauptsache nach Lyck, Johannisburg, Bialla und Arys, Ortelsburg, Neidenburg, Soldau und Hohenstein auf das äußerste mitgenommen.

Mit Ausnahme von Schirwindt und Eydtkuhnen werden sich die städtebaulichen Aufgaben, die durch die Wiederherstellung notwendig werden, in ganz festen und bestimmten Grenzen halten müssen. Der Auffassung vieler Techniker, denen die Örtlichkeit nicht bekannt ist, daß es sich nach diesen umfangreichen Zerstörungen zum großen Teil um ein künstlerisches Neuland handelt, ist mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Aus den Plänen von Domnau, Gerdauen und Allenburg (Abb. 23, 26 und 32) ist der Umfang der Zerstörung einigermaßen zu übersehen. Ein Blick läßt erkennen, daß es sich unmöglich darum handeln kann, vollkommen neue Städte zu errichten. Vielmehr werden sich in den Städten selber die städtebaulichen Aufgaben auf zwei Gebiete beschränken müssen. Das eine betrifft die Erhaltung der alten Stadtanlage, das andere die Berücksichtigung der zeitgemäßen Ansprüche.

Fast alle ostpreußischen Städte sind zur Zeit des Deutschritter-Ordens angelegt. Die Pläne tragen auch heute noch vollkommen den Charakter ihrer Gründungszeit. Für die damalige Planung waren die Verteidigungsrücksichten maßgebend. Daher sind keine großen durchgehenden Verkehrsstraßen angelegt, sondern es sind bei dem Eintritt der Straßen in die Stadt Gebäudegruppen quer vorgelagert, so daß von diesen aus eine

---

* Vergl. von demselben Verfasser: „Landwirtschaftliche Bodenpolitik der Städte" in der „Bauwelt", Nr. 48, 1914 und „Die Bodenausnutzungspolitik der Städte" im „Baumeister", Heft 4, 1915.

Verteidigung der Hauptzufuhrstraßen möglich war. Am stärksten kommt das bei dem Grundriß von Allenburg zum Ausdruck. Dort gabelt sich im Nordwesten die Hauptzufuhrstraße von Tapiau bei dem Eintritt in die Stadt, führt durch die beiden Straßen, Herrenstraße und Königstraße am Marktplatz vorbei und vereinigt sich im Südosten wieder zu der Hauptstraße nach Gerdauen. Die Wehlauer Tor-Straße, welche die Verbindung mit Wehlau herstellt, ist schon vor der Stadt geknickt. Sie konnte von der Höhe aus, auf der die Kirche liegt, beherrscht werden, so daß hier eine dringende Notwendigkeit für die Sperrung der Straße durch einen Bau nicht vorlag. Ähnlich, allerdings nicht so klar im Plan, in Wirklichkeit bei der Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse aber ebenso deutlich, zeigt sich dieser Grundgedanke der Anlage bei den beiden Stadtplänen von Gerdauen und Domnau.

Die Erhaltung der Grundzüge dieser Stadtplanung ist eine wichtige Heimatschutzaufgabe. Sie fordert, daß die alten bei der Anlage der Städte maßgebenden Gesichtspunkte durch den Neuaufbau nicht verwischt werden: der Grundgedanke der alten Planung muß als dauerndes Zeichen der Kultur der Zeit, in der die Stadt entstand, erhalten werden. Unsere heutigen Ansprüche müssen sich ihm soweit unterordnen, daß er deutlich erkennbar bleibt.

Das führt zu dem Zweiten: die Aufgaben der heutigen Zeit, welche nach den umfangreichen Zerstörungen ebenfalls ein unbestreitbares Recht auf volle Berücksichtigung haben, die Forderungen, welche die Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse wie der Verkehr stellen, entsprechend der heutigen Kultur zu berücksichtigen und sie mit den Forderungen des Heimatschutzes in geschickter Weise zu verschmelzen. Bei dieser sehr schwierigen Aufgabe hat man mit klarem und weitschauendem Blick das unbedingt Notwendige zu erkennen, es von dem nur Wünschenswerten zu trennen und so die feste Grenze zu finden, welche das zu Fördernde umschließt. Vielfach gehen wir in unseren Anforderungen zu weit, besonders bei der Einschätzung des Verkehrs. Oft hört man den Wunsch, daß die Straßen alter Städte mit großen Kosten verbreitert werden, um diesem Verkehr, vor allen Dingen dem der Kraftwagen zu genügen. Diese ostpreußischen Städte haben nicht die Bedeutung, daß große Verkehrsadern darauf angewiesen sind, mitten durch sie hindurchgeführt zu werden. Man wird vielmehr den Ausweg suchen müssen, wie er z. B. auch bei Gerdauen bereits gefunden ist, daß der Verkehr um die Stadt herum geführt wird. Dann erübrigen sich mit Rücksicht auf ihn einschneidende Änderungen des Stadtplans. Vor einer zu starken Betonung des Verkehrsmomentes, vor der Verkehrsmeierei, kann gar nicht genug gewarnt werden. Bei dem Stillstand in der Entwicklung Ostpreußens, der schon jetzt seit über hundert Jahren anhält, und bei der Kleinheit der Städte kann in absehbarer Zeit keine so starke Entwicklung einsetzen, daß die alten Stadtteile einer durchgreifenden „Regulierung", d. h. Verbreiterung der Straßen unterworfen werden müssen. Nur an wenigen Punkten, an denen es sich ohne unverhältnismäßig hohe Mehrkosten und ohne Schädigung des alten Stadtbildes erreichen läßt, kann man derartige Änderungen vertreten. An allen anderen Stellen aber muß vor zu weitgehenden Maßnahmen gewarnt werden.

Vergrößern sich aber wirklich einmal die Städte derart, daß ein wesentlich stärkerer Verkehr zu erwarten ist, dann kann man stets die Stadterweiterungen und mit ihnen die Verkehrsstraßen so legen, daß die alte Stadtplanung dadurch nicht gestört wird. Der Verkehr braucht also in den meisten Fällen keine Änderungen des Stadtplanes herbeizuführen.

Ähnlich liegt es auch bei den Aufgaben, welche die Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse angehen. Sie bilden die Grundlage einer gesunden Bevölkerungspolitik, die gerade in Ostpreußen die ernsteste Beachtung verdient. Hier wird das oberste Gebot lauten, gute und gesunde Wohnungen zu schaffen und für geeignete Erwerbsmöglichkeiten zu sorgen, damit eine Hebung der Bevölkerungszahl eintritt und eine Abwanderung aus dem Lande vermieden wird. Aber auch dieser Gesichtspunkt wird kaum eine Änderung des Stadtplanes bedingen, vielmehr höchstens eine Verschiebung der Grundstücksgrenzen untereinander, ohne daß dadurch die Straßenzüge umgelegt zu werden brauchen oder ihre Verbreiterung notwendig wird.

Die Arbeit, die sich also dem Städtebauer bietet, ist stark beschränkt. Es kommt nicht darauf an, neue Städte zu schaffen. Und doch sind die Aufgaben sehr schöne und sehr große. Bei den umfangreichen Zerstörungen in Domnau und Gerdauen, die ähnliche Verhältnisse zeigen wie die meisten anderen Städte, wird es ihm eine hohe künstlerische Befriedigung gewähren, auf die äußere Gestaltung der Straßenwände einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Nicht auf die Führung der Straßen, nicht auf ihre Verlegung oder ihre Verbreiterung, sondern auf die künstlerische Behandlung der Straßenwände wird es ankommen.

Auch hierbei kann der alte Charakter der kleinen Landstädte gewahrt bleiben, und das Einsetzen der besten künstlerischen Kräfte ist die Mühe wert.

In seiner Eröffnungsrede anläßlich der Tagung der Kriegshilfskommission, Abteilung für den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften in Ostpreußen, am 18. Dezember 1914 hat der Oberpräsident mit klaren Worten ausgesprochen: „Die größtenteils recht hübschen Anlagen aus der Ordenszeit sind im wesentlichen erhalten geblieben. Neue Ortsteile haben sich im letzten Jahrhundert nur in geringem Umfange gebildet. Neubauten aus den letzten 30—40 Jahren, wo der für kleinstädtische Verhältnisse besonders geschmacklose Baustil der Gründerzeit und seiner Nachfolge wirkte, mit geschmacklosen Stuckfassaden und häßlichen, auf großstädtische Reihenstraßen zugeschnittenen Dachformen, mit einer für kleinstädtische Verhältnisse unberechtigten Stockwerkzahl, sind in den ostpreußischen kleinen Städten (es kommen in kleinen Städten fünfstöckige Häuser, auf der Rückseite gar sechsstöckige vor) seltener vertreten als anderwärts. Sehr viele Gebäude weisen die bescheidene und das Auge nicht verletzende Bauform, freilich auch oft die ärmliche und mangelhafte Ausführung auf, welche die 50jährige Armutsperiode Ostpreußens nach den Napoleonischen Kriegen bezeichnet.

Diese Verhältnisse erleichtern bei den meisten kleineren Städten die Schaffung harmonischer schlichter Städtebilder. Andererseits schließt die geringe wirtschaftliche Kraft der Stadt und ihrer Einwohner jede irgend-

wie kostspielige Maßnahme aus und zwingt, das Bessere da zurückzustellen, wo es mit irgendwie erheblichen Mehrkosten verknüpft ist.“

In diesen Worten ist das Programm gegeben, einfach und schlicht der einzelne Bau, liebenswürdig und anheimelnd die Straße, klar und überzeugend die ganze Stadtanlage, ist das Ziel gezeichnet, das dem Künstler vorschweben muß.

Soweit die Arbeit des Baukünstlers in der alten Stadt. Daneben erstehen aber sofort neue Forderungen der Stadterweiterung. Die heutige Auffassung vom Wohnungswesen verbietet den Wiederaufbau einer Reihe von Wohnungen aus hygienischen und sozialen Rücksichten. Die meisten Häuser in den alten Städten haben niedrige, enge Räume und mangelhafte gesundheitliche Einrichtungen. Sie haben keinen Garten, jedoch kleine winklige Hofräume (bisweilen kaum noch Luftschächten vergleichbar und teilweise noch Dunggruben enthaltend), während um diese Städte Bauland in reicher Fülle preiswert zur Verfügung steht. Die Mieten, welche für solche Wohnungen gezahlt werden, sind naturgemäß gering. Daher ist denn auch das Verhältnis der Miete zum Einkommen in Ostpreußen ein ganz anderes als in anderen Landesteilen. Die Einnahmen, welche der Arbeiter in Ostpreußen hat, sind nicht wesentlich verschieden von denen im übrigen Deutschland. Dort muß man $^1/_3$—$^1/_4$ des Einkommens für den Wohnungsbedarf rechnen. Der Ostpreuße ist aber daran gewöhnt, einen ganz erheblich geringeren Teil seines Einkommens für Miete auszugeben. Da im übrigen die Baukosten in Ostpreußen unverhältnismäßig hoch sind, sowohl wegen des kalten Klimas, das eine leichte Bauweise nicht gestattet, wie auch wegen des Mangels an Material, vor allen Dingen an Bindemitteln, stößt man auf die größten Schwierigkeiten, neue Wohnungen billig herzustellen. Will man einen Gleichklang herbeiführen, so muß man die Wohnungen in Einfamilienhäusern mit möglichst großen Gärten unterzubringen versuchen. Dann können die Einkünfte aus dem Garten einen wesentlichen Teil der Wohnungsmiete decken. Da nun, wie gesagt, eine Reihe von Wohnungen in den alten Städten nicht wieder errichtet werden, so liegt es nahe, Einfamilienhaus-Siedelungen vor den Toren der Städte anzulegen.

Eine großzügige Hilfsaktion ist im Werden begriffen. Sie verfolgt den Zweck, neben der Hilfe im Sinne der Heimatschutzbestrebungen gerade ein vernünftiges Wohnungswesen und die gesunde Bevölkerungspolitik des Staates zu unterstützen. Um nun die Bewohnerzahl Ostpreußens durch einen kräftigen Zuzug zu vermehren, wird von dieser Hilfstätigkeit aus, an deren Spitze der Polizeipräsident von Schöneberg, Freiherr von Lüdinghausen genannt Wolff, steht, angestrebt, Kriegsinvalide und Kriegerwitwen aus allen Teilen des Reiches in Ostpreußen unter Bevorzugung kinderreicher Familien anzusiedeln. Sie sollen kleine Grundstücke mit Einfamilienhaus und Stall erhalten. Die Finanzierung soll in der Weise erfolgen, daß die II. Hypothek mit einem ganz geringen Zinssatz gegeben wird, wogegen eine stärkere Amortisation eintritt, so daß die Anwesen in verhältnismäßig kurzer Zeit in den festen Besitz des Ansiedlers kommen.

Da nun die Absicht besteht, an möglichst viele kleine Städte solche Kolonien anzugliedern, so ergibt sich daraus von vornherein in fast jeder Stadt sehr wichtige, städtebauliche Arbeit. Wenn die technischen Aufgaben der Städtebauer, die nach Ostpreußen gehen, hiermit in großen

Zügen umrissen sind, so bleibt für sie noch eine Menge äußerst wichtiger wirtschaftlicher Fragen zu lösen.

In einer Eingabe, die der Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine an den Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen gerichtet hat, sind die wirtschaftlichen Punkte betont, welche von dem Städtebauer oder, wie er amtlich genannt werden wird, Bezirksarchitekten, besonders zu beachten sind. Die Eingabe weist ganz allgemein auf die große Bedeutung hin, welche der höhere Techniker als leitende Persönlichkeit in unserem Bauwesen schon jetzt hat und mit der Zeit noch immer stärker haben wird, je schwieriger sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten.

„Im Interesse des Staates liegt es, diesen höheren Techniker, d. h. den auf der Hochschule vorgebildeten Privatarchitekten, zur möglichsten Ausnutzung seiner Kenntnisse auch nach der volkswirtschaftlichen Seite hin anzuhalten. Doch wird von weiten Kreisen, vor allen Dingen auch von dem Bauhandwerkerstand selbst der Wert gerade dieser Tätigkeit des Privatarchitekten durchaus nicht genügend gewürdigt. Sie hätten sich sonst in dem Kampf gegen die Vertrustung des Baugewerbes, der ihre ganze Existenz bedroht, der Hilfe des Privatarchitekten in viel höherem Maße versichert. Einer solchen Vertrustung aber gehen wir in Deutschland bei der jetzigen Entwicklung der Dinge entgegen. So ist z. B. in der Denkschrift über die Verluste der Bauhandwerker und Baulieferanten bei Neubauten in Groß-Berlin, welche dem Hause der Abgeordneten von dem Herrn Minister Sydow im Mai 1914 vorgelegt wurde, eine Notiz aus einem Bericht der Handwerkskammer enthalten, nach dem die Zahl der selbständigen Handwerker in Berlin trotz des Wachstums der Stadt und der Zunahme der Bevölkerung in zahlreichen Handwerksgruppen zurückgegangen ist. Wir finden ferner Anzeichen für diese Entwicklung in der Tatsache, daß bei großen Bauaufgaben neuerdings der Unternehmer als Bauspekulant mehr und mehr ausgeschaltet wird, und für ihn Terraingesellschaften als Mittelsmänner des Großkapitals die Bauten herstellen. Diese neuerliche Entwicklung läuft aber völlig den Absichten zuwider, die die preußische Staatsregierung bisher bei ihren Maßregeln zum Schutze des mittleren Gewerbestandes vertreten hat."

Ferner weist die Eingabe darauf hin, daß diese Gefahr für Ostpreußen im höchsten Grade vorliegt. Bei der plötzlichen starken Inanspruchnahme sämtlicher Handwerkerkreise können diese unmöglich die Arbeiten alle selber in der kurzen Zeit ausführen, die für den Wiederaufbau zur Verfügung steht. Daher müssen Kräfte von außerhalb herangezogen werden. So besteht die Gefahr, daß diese auswärtigen Kräfte für später das ganze Geschäft an sich ziehen und den ostpreußischen Handwerkerstand ausschalten. Hier ist eine der vornehmsten Aufgaben des Bezirksarchitekten, den Handwerkerstand zu stützen, damit er noch festeren Fuß faßt und seine Tätigkeit dauernd gesichert sieht. Dies allein dem Spiel der wirtschaftlichen Kräfte zu überlassen, würde den Handwerkerstand in die äußerste Gefahr bringen. Es bedarf daher einer wohl überlegten Verteilung der Arbeit, immer mit Rücksicht auf die Erhaltung und Förderung des heimischen Gewerbes.

Der Städtebauer muß also auch ein durchaus wirtschaftlich denkender Mann sein, der ein warmes Herz für das Gewerbe hat.

Arch. B. D. A. Hugo Wagner, Bremen, z. Z. Berlin.



Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg

Abb. 21. Allenburg



Abb. 22. Posessern, Brauerei

Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.



Abb. 23. Umzeichnung
nach der Aufnahme der Herren Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner, Königsberg.

Abb. 24. Domnau (nach einer Kriegspostkarte)





Abb. 25. Domnau
Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.

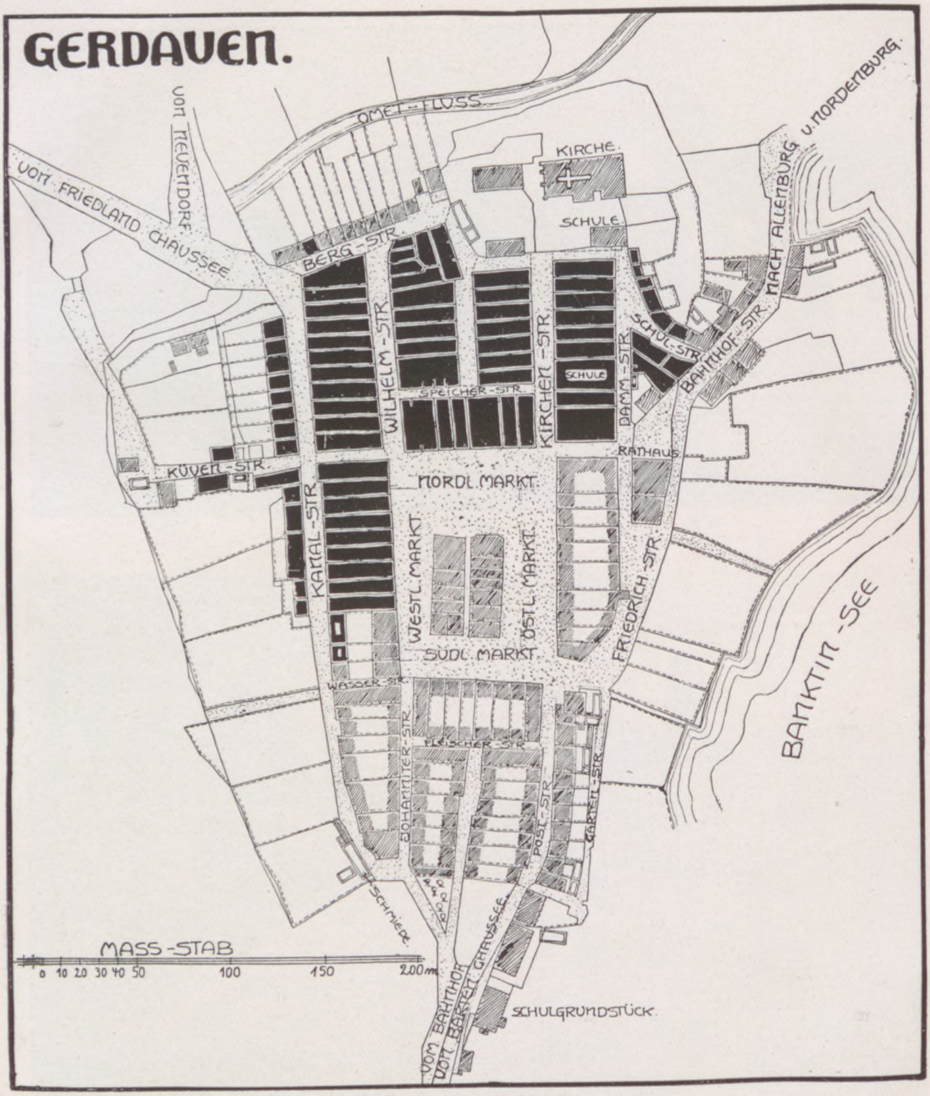


Abb. 26. Umzeichnung
nach der Aufnahme der Herren Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner, Königsberg.



Aufnahme von W. Lindner

Abb. 27. Gerdauen, Blick auf den nördlichen Markt



Aufnahme von W. Lindner

Abb. 28. Gerdauen

Ein dreistöckiges Haus am südlichen Markt hebt sich bedeutend über die Umrißlinie des Stadtbildes heraus.



Aufnahme von W. Lindner

Abb. 29. Gerdauen

Dasselbe dreistöckige Haus. Es vernichtet die einheitliche Wirkung der kleinen Häuser. Der Brandgiebel mit dem Anschluß des Querflügels bleibt ganz ungelöst.



Aufnahme von W. Lindner

Abb. 30. Gerdauen, Stadtbild vom Kirchturm aus



Aufnahme von W. Lindner

Abb. 31. Gerdauen, Kirchstraße



Abb. 32. Umzeichnung
nach der Aufnahme der Herren Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner, Königsberg.



Abb. 33. Offizier-Kasino zu Rastenburg
Anwendung mißverstandener geschichtlicher Bauformen auf einen neuzeitlichen Bau.
Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.



Aufnahme von Ludeneit & Nickel, Königsberg

Abb. 34. Dorf Prütlack (Kreis Gerdauen)

Von leichtgebauten Häusern sind nur die gemauerten Kamine stehen geblieben.



Abb. 35. Dorf Kurken

Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.



Abb. 36. Laukischken
Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.



Abb. 37. Mörken
Häßlicher Schmuck des unverputzten Kalksandstein-Mauerwerks mit roten Ziegelmusterungen. Das Zahnschnittband in Balkenhöhe und die vorgekragten Stürze der unnötig großen Fenster ziehen nur die Witterungsfeuchtigkeit in das Haus hinein.
Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.



Abb. 38. Januschkau
Schlechter Bau mit flachem Dach und teilweisem Kniestock.
Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.



Abb. 39. Mörken
Schlechte Nachahmung von Eckquadern, Säulen und Fensterumrahmungen in verschiedenartiger Putzbehandlung. Häßlicher Kniestock.
Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.

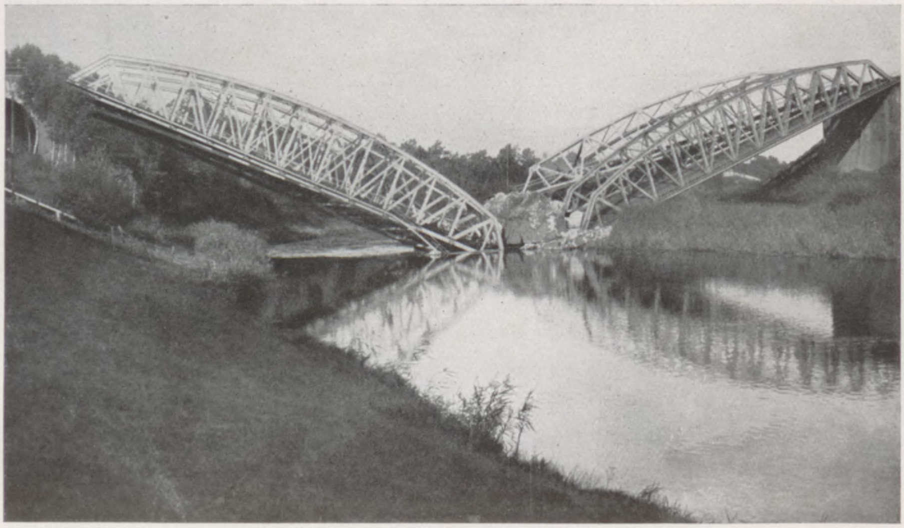


Abb. 40. Friedland, Eisenbahnbrücke
Die Brücke zerstört das Landschaftsbild.

Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.



Abb. 41. Kruglanken
Der Bau fügt sich gut der Landschaft ein.

Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.

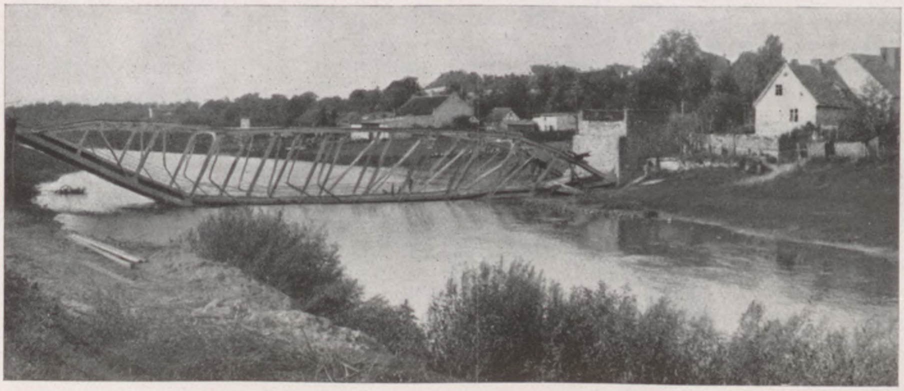


Abb. 42. Friedland, Allebrücke

Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.



Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg

Abb. 43. Wehlau, Pregelbrücke



Abb. 44. Ostpreußen auf der Flucht

Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg



Abb. 45. Soldatengrab bei Mühlen

Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg.

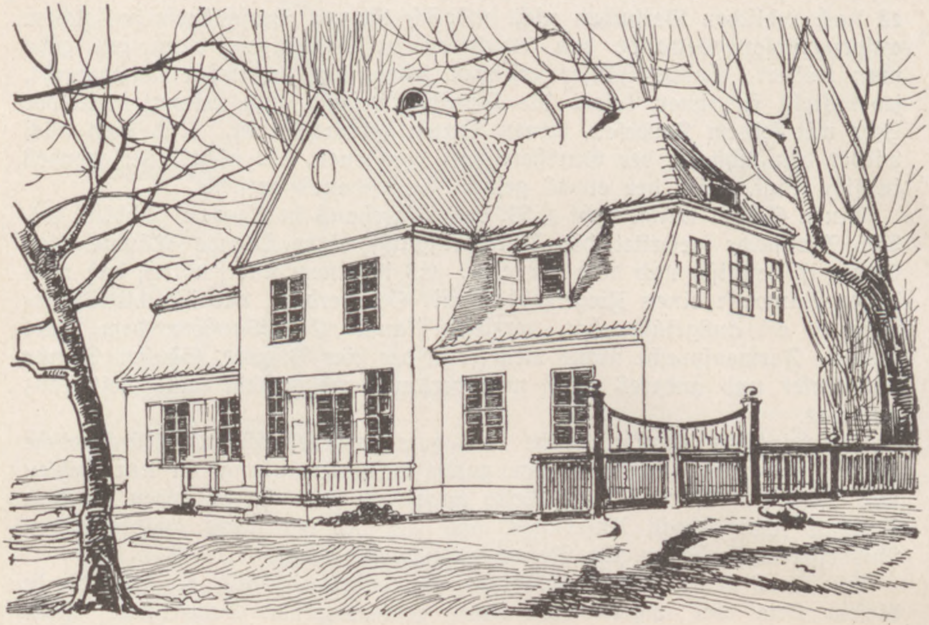


Abb. 46. Pfarrhaus in Tharau

Einige Beispiele ostpreußischer Bauweise*

Mit nachfolgenden Veröffentlichungen soll gezeigt werden, was in Ostpreußen an solchen Bauten einmal erstanden ist, die eine gewisse Ortsfärbung tragen — Bauten, die jedenfalls zu dem gehören, was der Ostpreuße „Heimat" nennt.

Wenn dem Verfasser auch bei all seinen derartigen Arbeiten eine starke Liebe für seine Heimat die Hand führt, so soll hier nicht behauptet werden, daß das nun klassische Beispiele sind. Bei den gebrachten Aufnahmen kann unmöglich der Fachmann in allem zustimmen. Wir haben hier in Ostpreußen, vielleicht mit Ausnahme der Ordenszeit, bei unserer abgelegenen Lage, bei unseren früher noch weniger verlockenden Lebensbedingungen nie erstklassige Künstler, nie besonders gute Handwerker gehabt. Der Orden hat eine kenntliche Schule eigentlich nicht hinterlassen. Und wir erkennen beim aufmerksamen Forschen, wie weit wir den alten Gewohnheiten im Handwerk und in der Kunst folgen dürfen, wie weit nicht.

Es gibt alte Gutshäuser aus der Zeit um 1800, eingeschossige rechteckige Bauten mit ausgebauter Oberstube, überaus einfach in Grundriß und Aufbau. Sie sind auch für heute vorbildlich geblieben. Denn man kann mit diesen schlichten Mitteln vielen berechtigten Anforderungen an ein Gutshaus noch jetzt genügen. Alle, die glauben, zu einem Gutshause gehöre ohne weiteres mehr architektonischer Aufwand, irren sich. Erst wenn

* Sämtliche Aufnahmezeichnungen, Abb. 46—52, stammen vom Verfasser.

es nach redlichen Versuchen nicht möglich ist, mit Vorschlägen in solchem anspruchslosen Gewande den Bauherrn zu befriedigen, dann erst gehe man weiter. Solche Häuser erfreuen jeden, der an ihnen vorübergeht, jeder sieht in ihnen sofort die Zweckbestimmung und erkennt, wie der Herr mit seinem Anwesen, seinen Leuten verwachsen ist. Und doch auch wieder den Abstand der Gutsherrschaft von jenen, der nichts Verletzendes in sich trägt, nein, der etwas gesund Gewordenes darstellt.

Einen Schritt weiter geht z. B. das Pfarrhaus in Tharau (Abbild. 46). Die Mansarde gestattet die Unterbringung einer Menge Räume, das Ganze ist heimisch und doch vornehm. Es ist einem unerfindlich, daß man dieser Bauweise einen Ziegelrohbau mit Schieferdach, wie ihn die Regierung so oft ausgeführt hat, vorziehen kann. Ein Bauherr, dem heute die alte Formensprache nichts mehr sagt, der hier Pilaster, Säulen, Türme und Erker und anderes mehr noch verlangt, mißversteht seine Zeit ganz und gar.

Die kritischen Punkte, welche eine gute handwerkliche und künstlerische Lösung verlangen, liegen in der guten Dachausmittlung, in den Kehlen und Rinnen. Werden diese Teile ungeschickt gemacht, so geben sie dem Neubau schon etwas Unfertiges, das sich bei den nicht ausbleibenden Ausbesserungsarbeiten zur Roheit zu steigern pflegt.

Ein Haus am Markt im Städtchen Bartenstein (Abbild. 47) zeigt die in diesem Orte viel angewandten sanft geschwungenen Dachfenster. Ihre Gruppierung mit dem Dachausbau auf engem Raume ist unbedingt des Guten etwas zu viel. Sicher hat einmal ein etwas geschwollener Bürgersmann dies Haus für sich bauen lassen. Aber wenn man selbst die vier auf den Dachflächen kaum Platz findenden Dachfenster auch etwas belächelt, dies Stück bürgerlicher Kunst reizt heute noch zu einem Versuche, die gleichen Motive auf einem etwas reichlicheren Bauplatze zu wiederholen. Ähnlich wie bei dem Tharauer Pfarrhause bilden auch hier die Rinnen einen empfindlichen Punkt.

Alle unsere alten Häuser zeigen in der Ausbildung des Hauptgesimses einen klar kenntlichen Versuch, das antike dreigliedrige Hauptgesims mit Sima, Hängeplatte und Untergliedern nachzuahmen. Diese Glieder werden in mehr oder minder guter Zeichnung in Holz hergestellt und vor den Balkenkopf genagelt, eine für unser Handwerk auch heute noch so recht bezeichnende Anpassung an eine „Mode", an der man im Grunde keinen, aber auch nicht den kleinsten inneren Anteil hat. Später kam dann vielleicht durch Ortsvorschriften, oder weil es durch höhere Ansprüche notwendig wurde, die Hängerinne, welche das Regenwasser aufnahm, hinzu. Kein Mensch ahnte dabei, daß die Sima eigentlich die gegebene Rinnenform sei, man hing ruhig vor die Sima, sie ganz verdeckend, die Rinne vor. Also Rinne vor Rinne, denn Sima heißt Wasserrinne.

Besonders übel wurde dieser Schade da, wo die Rinne endete, also am Nachbargiebel oder bei Bauteilen, die ohne Vorsprung hochgehen. Hier war das Hauptgesims durchschnitten, hier begann die Zerstörung oder die Ausbesserung. Auf einen sinngemäßen Lösungsversuch ist man meines Wissens nicht gekommen.

Die sicher mustergültige Dreiteilung des Hauptgesimses muß heute bestehen aus der Rinne — und zwar der immer einfach vorgehängten Rinne —, dem Stirnbrett, welches die Balkenlage nach außen abschließt,

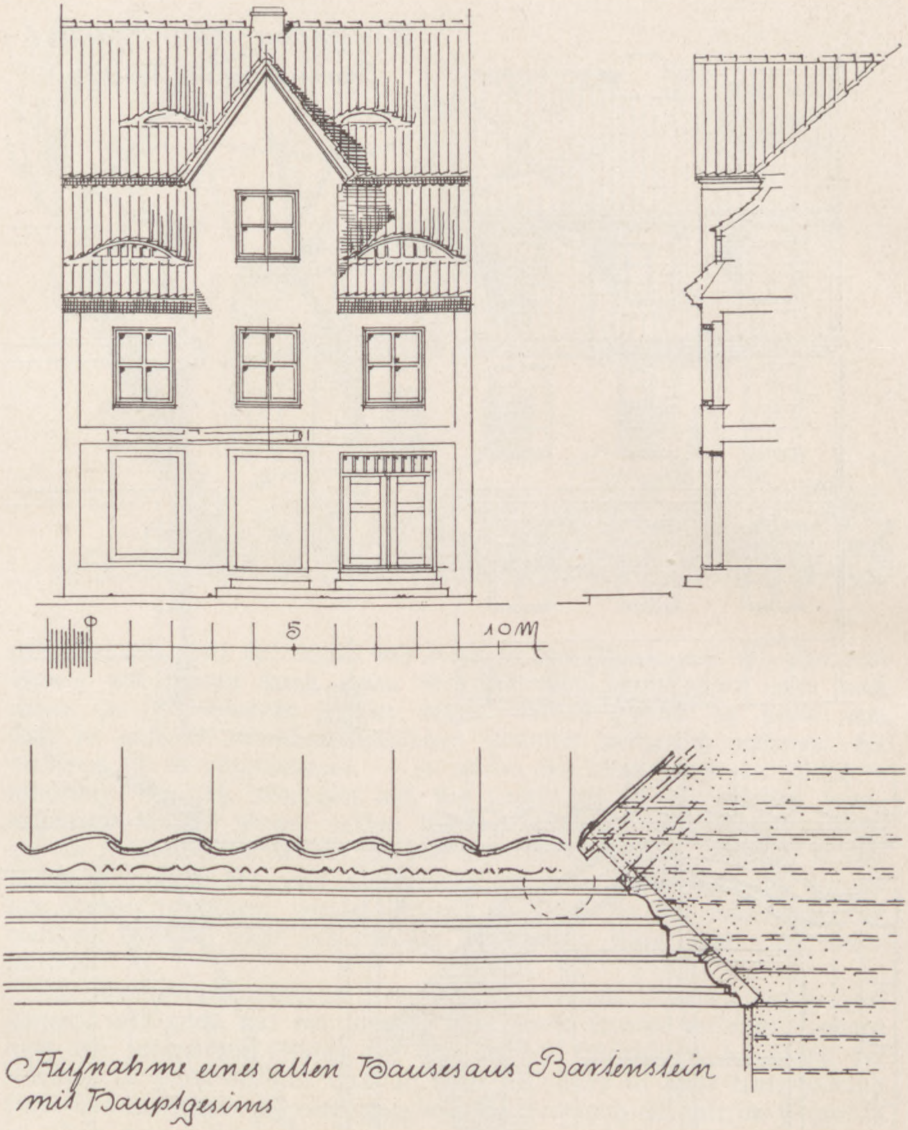
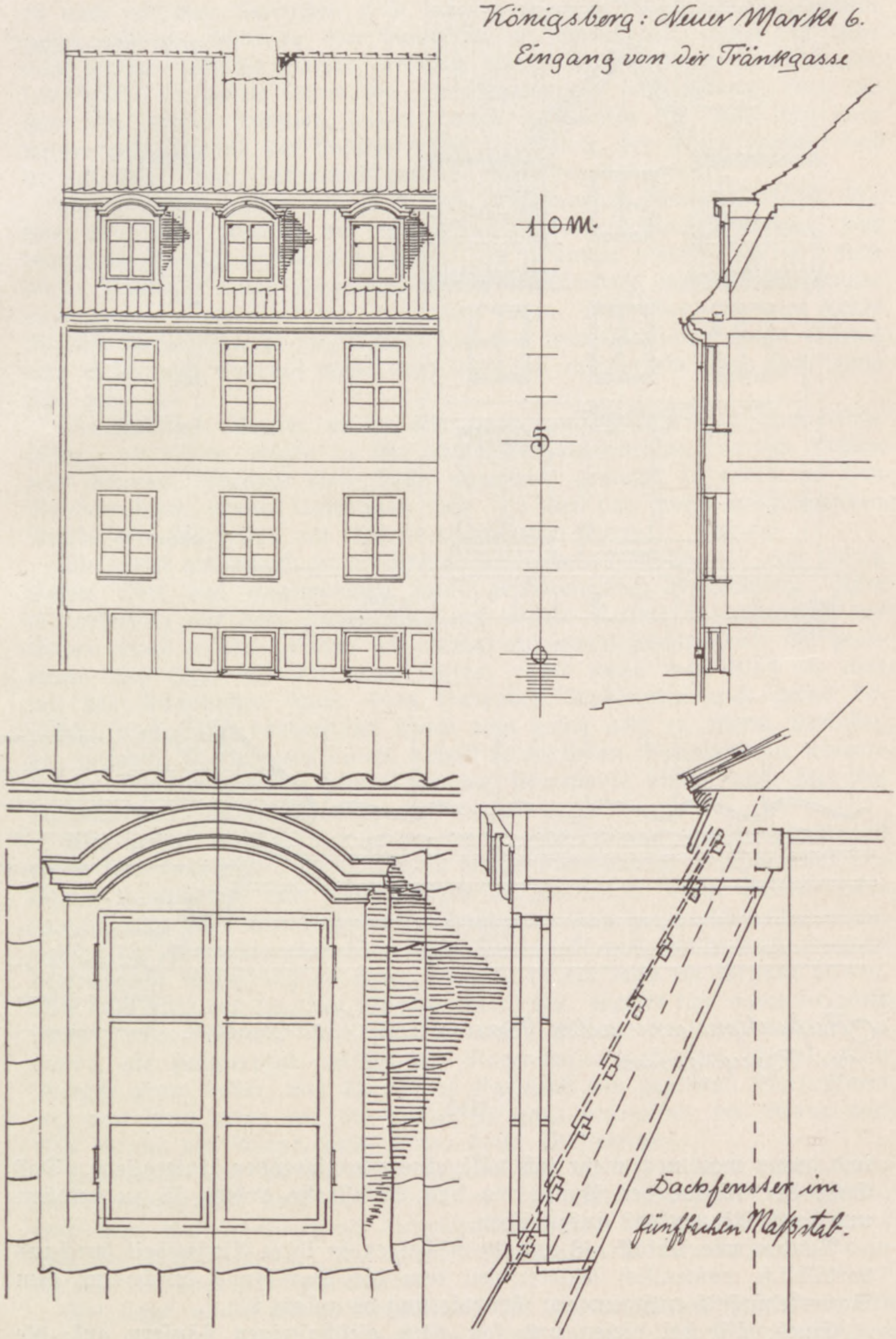


Abb. 47.

und, wenn man noch mehr tun will, einem verzierenden Untergliede. Das Ende der Rinne, der Punkt, wo das Abfallrohr ansetzt, ist zu betonen und zum Rinnenkopf auszubilden.

Bauten, wie Abbild. 48 und 49 erscheinen in ihrer Einfachheit durchaus vorbildlich, namentlich letzterer, bei dem die Dachlösung durch eine dem Raumbedürfnis entsprungene Gruppierung veranlaßt ist.

Eines fällt bei diesen und fast allen gleichaltrigen Häusern auf: die Fenster und die Mauerfläche bilden eine Ebene. Die ganze Außenseite



Königsberg: Neuer Markt 6.
Eingang von der Tränkgasse
10 M.
5
0
Dachfenster im
fünfzehen Maßstab.

Abb. 48.

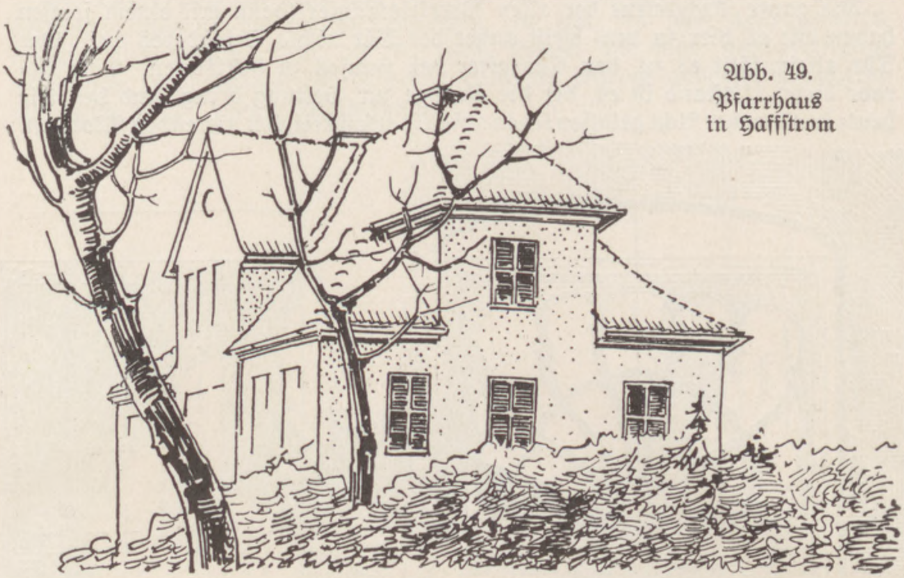


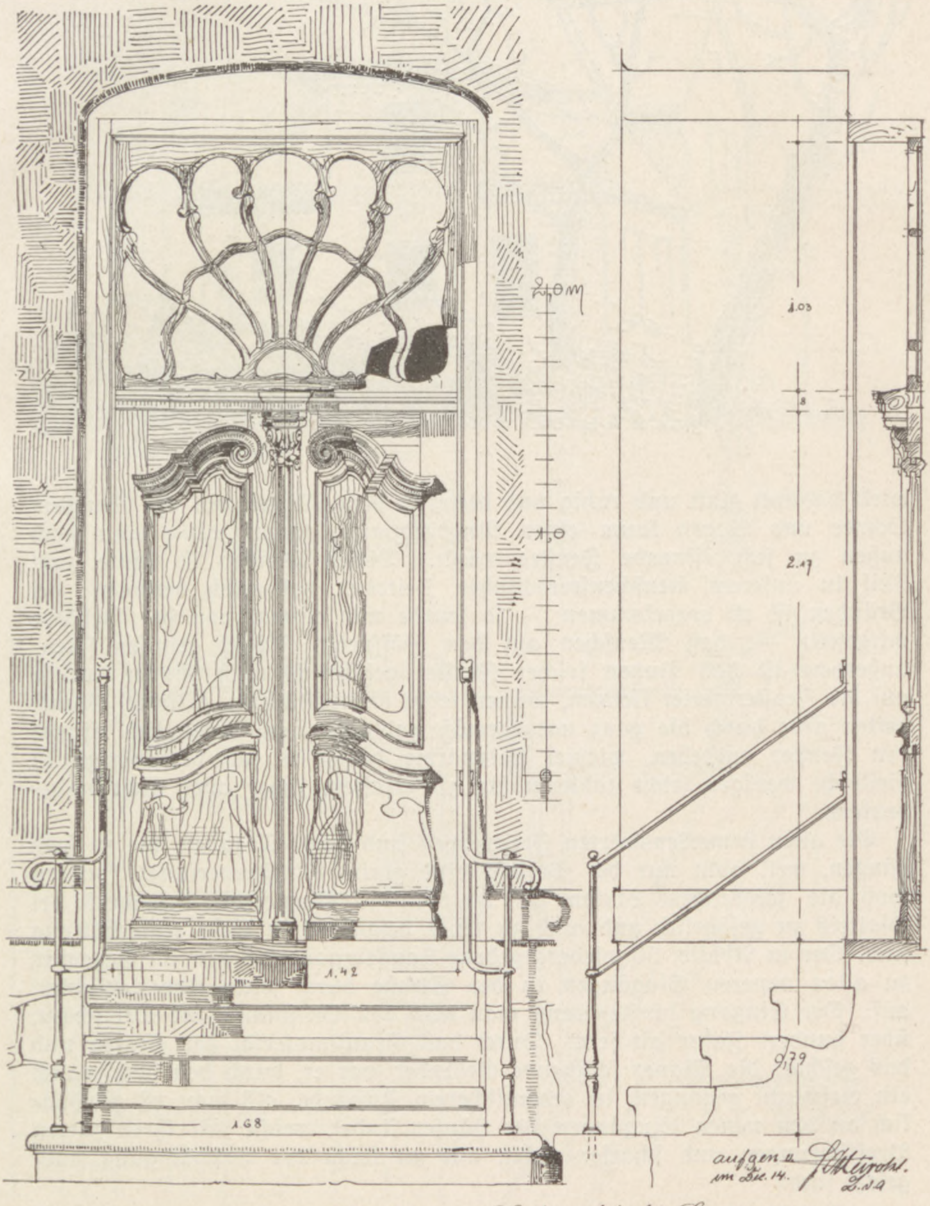
Abb. 49.
Pfarrhaus
in Haffstrom

wirkt dadurch glatt und ruhig und bietet so dem Winde und mit ihm dem Schnee und Regen kaum einen Angriffspunkt, zumal wenn man nach außen zu sich öffnende Fenster wählt. Dieses Fenster ist heute zum Teil in unserem menschenfreundlichen Zeitalter polizeilich verboten: bei Bränden ist es vorgekommen — so wurde mir einmal von der Behörde mitgeteilt —, daß Menschen auf den geöffneten Flügel gefallen seien; außerdem ist das Putzen solcher Fenster gefährlich, auch Kinder, welche auf die Fensterbretter klettern, können leicht hinausstürzen. Wieviel Krankheiten aber durch die ganz naturgemäß undichten nach innen sich öffnenden Fenster entstehen, wieviel Heizwärme durch sie sich verflüchtigt, ist vielleicht weniger leicht zahlenmäßig zu erfassen, sicher aber nicht unbedeutend. *

Die alten bemerkenswerten Freitreppen sind heute Trauben, die zu hoch hängen, weil nicht nur der Verkehr eine glatte Straße verlangt, sondern auch die zahlreichen Stufen für die heutige Menschheit besonders bei Glatteis zu gefährlich und auch zu teuer besonders in ihrer Unterhaltung sind. Der in Abbild. 50 wiedergegebene Hauseingang fiel mir im Gegensatz zu allen neueren Eingängen in der Straße durch seine Unverletzlichkeit auf. Der Eingang dürfte, wenn man nach den Stilformen der Tür schätzt, über hundert Jahre alt sein. Durch das Granitmaterial der Stufen und das geschickt die Mauer schützende Geländer war er, durch den doch manch ein Geschlecht gegangen, in ordentlicherem Zustande, als man es gewöhnlich an den neuen Eingängen der Häuser findet, welche mit ihren zarten Profilierungen und scharfen Ecken nur zu leicht der Beschädigung ausgesetzt sind.

* Dagegen sprechen andererseits auch praktische Gründe, z. B. der, daß nach außen aufgehende Fenster mehr der Verwitterung ausgesetzt sind. D. Schriftl.

Die ganze Architektur der alten Patrizierhäuser (denn mit einem solchen haben wir es hier zu tun) weist außer der Tür nichts Besonderes auf. Der Tür allein fällt es zu, den Charakter des Hauses zu bestimmen. Aber gerade dieser Umstand ist es, der die Anlage zur Geltung bringt und den wir heute so oft außer Acht gelassen sehen: die Sparsamkeit mit zierenden Motiven.



Alter Hauseingang aus Königsberg: Löbenichtsche Langgasse 13.

Abb. 50.

Die Stilformen der Tür will ich nicht als solche zur Nachahmung hier empfohlen haben, die Zeiten derselben, so sehr sie uns auch gefallen mögen, sind vorüber, nur die Art und Weise, wie man unaufdringlich und daher in vornehmer Weise einen Eingang würdig ausgestaltet, scheint mir auch heute wieder beachtenswert.



Abb. 51. Alte Speicher in Königsberg

Zum Schlusse füge ich noch ein Bildchen aus Heilsberg bei (Abbild. 52), um auf die günstige Wirkung einer gebogenen Straße hinweisen zu können. Auch stört es das Stadtbild gar nicht, daß die Häuser nicht gleich hoch sind, die Brandgiebel der Form eines Satteldaches folgen können. Ganz anders aber werden solche Bilder, sobald die durch die Baupolizei gezüchteten Scheinmansarden mit den nach hinten abfallenden Pappdächern dem in ein solches Straßenbild Eintretenden unangenehm auffallen.

Von Professor Osterroht, B. D. A., Königsberg.

Die Besiedelung Ostpreußens

Zur Frage der Besiedelung Ostpreußens sind schon Bände geschrieben worden. Abgesehen von ganz allgemeinen, für die zu leistende Arbeit belanglosen Ausführungen behandeln die meisten Aufsätze Eingaben und Beschlüsse; Fragen, welche sofort tief in die Praxis der zu lösenden Aufgaben hineinführen. Es seien hier herausgegriffen Fragen der Verwaltung, der Organisation, der Arbeitsteilung zwischen Technikern und Juristen, der Gesetzgebung, des Grundbesitzes, der Feststellung und des Ersatzes der erlittenen Schäden mit ihren vielen rechtlichen und materiellen Schwierigkeiten und Verwickelungen. Dann die Fragen des Aufbaues selbst, Durchbrüche und Fluchtlinien, Regelungen in den Städten, Enteignungen, Umlegungen, Beschaffung von Baustoffen, Entwurf von Bebauungsplänen und Einzelgebäuden, Bauleitung, endlich die vielen Einzelvorschläge und Erwägungen über innere Kolonisation, Kanalisierung, Elektrisierung usw. — Das ist eine Fülle von Aufgaben, deren Erwägung und Inangriffnahme der deutschen Gründlichkeit nur zur Ehre gereicht. Es ist damit die eine Seite deutschen Wesens und deutscher Arbeitsweise bereits in gewohnter Größe zutage getreten.

Vergessen wir aber nicht, daß auch die andere und nicht weniger bedeutende Art deutschen Wesens auch bei dieser großen Aufgabe des Siedelungswesens ihr Recht finden muß. Und das ist neben der Gründlichkeit und dem eingehenden Erwägen der praktischen Einzelheit das Festhalten an einem Ideal, wenn es auch, wie der Gedanke des deutschen Kaisertums, jahrzehnte-, fast jahrhundertelang undurchführbar zu sein scheint. Diese Idealität, diese Aufstellung eines großen Zieles kann bei keiner Aufgabe entbehrt werden. Einerlei, ob es sich um ein industrielles Unternehmen handelt, oder um ein ideales Werk der Kunst oder Wissenschaft, um die Leitung der Reichsbank, um einen Feldzugsplan oder um die ideale Erziehung der Jugend. Überall steht neben oder vielmehr über den vielen zu überwindenden Einzelheiten und Schwierigkeiten ein großer leitender Gedanke, der jede Einzelheit des Gesamtwerks durchdringen und alles zusammenfügen soll.

Es ist wohl kein Zufall, daß gerade bei technischen Aufgaben diese beiden Seiten deutschen Geistes sich deutlich voneinander abheben, ja oftmals weit auseinander klaffen. Stehen sich doch Auftraggeber und -erfüller hier oft als ganz getrennte Parteien gegenüber, so daß sich die Leitung der Gesamtaufgabe nicht wie bei einem Feldherrn in einem Kopf vereinigt. Schon bei einem gewöhnlichen Hausbau besteht ein Gegensatz

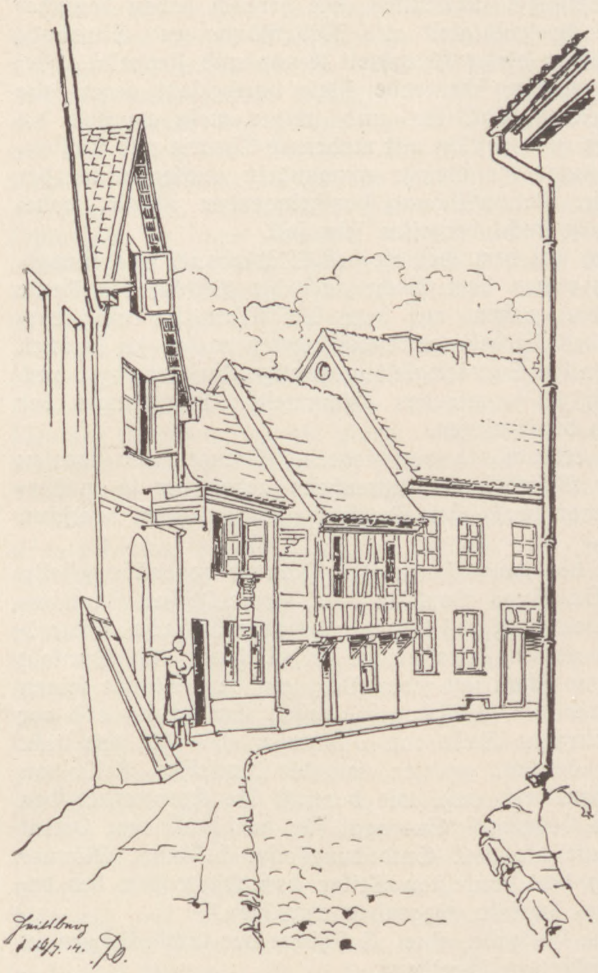


Abb. 52.

zwischen den Wünschen des Bauherrn und dem fachlichen, das technisch Mögliche erwägenden Urteil des Architekten, wo aber, wie bei städtebaulichen und Siedelungsfragen, als Auftraggeber auf der einen Seite ein ganzes Volk mit seinen Wünschen und Bedürfnissen steht, auf der andern Seite als Fachleute die Vertreter des Rechts und der Technik. Da müssen sich die Schwierigkeiten einer Vereinigung der vielen Ideale und der sich immer stärker auftürmenden rechtlichen, technischen Schwierigkeiten fast unüberwindlich zeigen. Deutsche Arbeit entsteht aber nur, wenn Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit miteinander verschmolzen werden. Solche Vereinigung pflegt bei neu in Angriff genommenen Arbeiten besonders schwierig zu sein. Das zeigt sich in unserer Zeit an der Entwickelung des Städtebaues, Siedelungswesens und Wohnwesens im besonderen Maße. Hier glaubt die Praxis noch immer mit jungen, örtlichen Erfahrungen sich über die neu entstehende Wissenschaft erheben zu können, und die Folge davon ist ein Auseinanderfallen der großen Siedelungsaufgaben in ihre einzelnen Teile und ein ständiges Versuchen und Neuanfangen, ein Nachahmen fremder Beispiele am unrichtigen Ort und ein Verzicht auf Erkundigung nach verwandten und lehrreichen Fällen am rechten Ort. Diese Überhebung der Praxis über die Theorie ist nichts Neues. Wie hat sich z. B. das junge Eisenbahnwesen gegen die im Entstehen begriffene Eisenbahnwissenschaft gesträubt, und wie hat hier die Wissenschaft mit der Zeit — es sei ja nur an die Lehre von der Anlage der Bahnhöfe erinnert — auf der ganzen Linie gesiegt, so daß auf diesem Gebiet Theorie und Praxis zu einem vollkommenen Ganzen verschmolzen

sind. Und um andere Beispiele zu nennen, wie herrlich haben deutscher Idealismus und deutsche Großzügigkeit alle Widerstände und Einwände besiegt bei den beiden Helden dieser Kriegszeit Krupp und Zeppelin. Bei beiden wurden fast unerreichbar scheinende Ziele durchgesetzt gegen alle Einwände alter, klugredender Praktiker, und immer mehr wurden die praktischen Versuche ergänzt und gestützt mit moderner Theorie und Wissenschaft. Wie haben sich sogar die Gesetze umwandeln müssen unter der Kraft der jungen, sich zur Verwirklichung durchringenden Ideale, wobei auch die neue Unterseewaffe nicht vergessen sein soll.

Und so haben wir auch auf dem Gebiete des Städtebaus, Siedelungswesens und Wohnwesens neben dem Recht auch die Pflicht, die ideale Seite deutscher Arbeit, die großen, mit dem Volksleben so innig verbundenen höchsten Ziele des Siedelungswesens immer wieder zu betonen und, unbekümmert um heutige Schwierigkeiten, heutige Anschauungen und heutiges Recht, theoretisch, d. h. mit den gesammelten Erfahrungen der Praxis zu begründen und durchzusetzen.

Es sei in folgendem erlaubt, in verschiedenen Grenzen der idealen Seite der Aufgabe einer Besiedelung Ostpreußens neben der so musterhaft in Angriff genommenen praktischen Durchführung zu ihrem deutschen Recht zu verhelfen.

Es seien hier zunächst die Zeugnisse zweier Männer gegenübergestellt. Im Jahre 1895 schrieb Dr. Hugo Bonk in den Altpreußischen Monatsheften: „Bei der Gelegenheit muß auf die merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht werden, daß es im Zeitalter der Erschließung des »Dunkeln Weltteils« in einer Zeit, wo schon fast jeder Berg auf dem Monde seinen Namen hat, in Deutschland ein Gebiet gibt, dessen Entdeckung erst vor kurzem begonnen hat. Einzelne Teile von Ostpreußen sind bis vor nicht zu langer Zeit gerade so bekannt gewesen, wie die dunkelsten Teile von Afrika. Es wäre wünschenswert, daß, wie dereinst die Kreuzfahrer den Zug nach Altpreußen als bequemes Surrogat für den nach dem Orient nahmen, daß so auch heute die vom Entdeckungseifer beseelten Männer die bequemere Reise nach den dunkelsten Teilen von Ostpreußen der beschwerlicheren nach andern dunkeln Gegenden vorzögen.“

Jedenfalls wäre es eine Aufgabe, eine „Geschichte der Entdeckungen in Ostpreußen im 19. Jahrhundert zu schreiben“.

In der 10. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 23. Febr. 1915, also 20 Jahre später, führte der Abgeordnete Fuhrmann aus: Das verwüstete Ostpreußen müsse in einen blühenden Garten verwandelt werden, als ein Grenzposten deutscher Kultur unter Anlehnung an das historisch Gewordene und Vereinheitlichung des Städte- und Dorfbildes.

Diese beiden Äußerungen zeugen von dem Umschwung der nationalen Wertung Ostpreußens, der durch den Weltkrieg eingetreten ist, von der völligen Interesselosigkeit bis zur Betonung liebevoller Pflege. So haben auch andere seit Jahren die Zukunft Ostpreußens voraus gewünscht, freilich ohne zu ahnen, daß ihr Wunsch durch die Tiefe des Kriegselends auf die Höhe geführt werden müsse. Betrachten wir nun die Verwandlung Ostpreußens in einen „blühenden Garten“, so wird uns etwa das Bild vorschweben, welches einige Teile besonders Westfalens und Hannovers bieten, in denen ebenfalls ein ebener, teils gewellter und mit vielen Ödländereien bedeckter Teil Norddeutschlands durch langjährige Kulturarbeit zu einem Garten umgewandelt worden ist.

Ostpreußen erscheint geographisch als ein Land, das ebenso im Gegensatz steht zu den weiten Marschebenen Hollands, wie zu den ausgesprochenen Gebirgs- und Alpenländern. Bei beiden Naturformen, den weiten Ebenen und dem überragenden Gebirge, bezieht sich der Begriff der Heimat mehr auf die Eigenart des ganzen Landes als auf einzelne Teile. In Ländern wie Ostpreußen und Westfalen dagegen sind es kleinere Eigenschaften der nächsten Umgebung, welche den Begriff der Heimat ausmachen und begrenzen, Seen, Wasserläufe, kleine Hügel, einzelne Wälder und Waldlichtungen, ja sogar einzelne Bäume und andere kleine Naturdenkmale machen hier die Kennzeichen der Heimat aus. Es ist das charakteristische Geestland, das Dünengebiet alter Meere. Aus diesem Lande einen Garten zu machen, erscheint nicht allein als möglich, sondern als das Natürliche. Hierzu bedarf es der sorgsamsten Erhaltung aller für die Gestaltung auch des eng umrahmten Landschaftsbildes maßgebenden Naturgebilde. Wir finden hierfür in dem schon erwähnten Westfalen und Hannover die schönsten Beispiele, wo die Natur nicht völlig dem Ausnutzungstriebe des Menschen anheimgefallen ist, sondern mit Resten früherer Sümpfe, mit Wacholder-, Ginster- und Dorngebüschen, mit Knicks und Feldrainen, mit Wäldern und alten, seit Jahrhunderten erhaltenen Baumgruppen und Einzelbäumen in die bebauten Gärten und Felder hineingrüßt. Dem steht nun, sowohl in diesen Landesteilen wie auch ganz besonders in den östlichen Gegenden, auch in Ostpreußen, der landwirtschaftliche, alles nivellierende und auch die Natur industrialisierende Großbetrieb gegenüber. Der Wunsch, auch aus Ostpreußen einen blühenden Garten zu machen, kommt somit dem Wunsch, das Land durch Einsetzen von Kleinbauern wieder zu bevölkern, durchaus entgegen. Soll aber das Land wirklich den Charakter eines auch mit Berücksichtigung des Heimatlichen gepflegten Kulturlandes erhalten, so ist es notwendig, auch dort, wo es wirtschaftlich möglich wäre, in Ödländereien die Natur völlig unter den Willen des Menschen zu knechten, mit weicher Hand vorzugehen und alle, das Heimatbild verschönenden Naturdenkmäler möglichst zu erhalten. Es ist also ganz entschieden zu betonen, daß der Begriff des Heimatschutzes hier auf das Landwirtschaftliche ausgedehnt werden muß. Dann aber sind auch in Ostpreußen schnelle Erfolge zu erzielen, weil das Rohmaterial auch alter Bäume z. B. ja bereits vorhanden ist und nicht, wie bei neuen Parkanlagen, auf langsames Anwachsen gewartet zu werden braucht. Unter diesen Umständen könnte es dann auch gelingen, landwirtschaftliche Wirkungen zu erzielen oder zu erhalten, welche sogar den von Dr. Bonk erwähnten Fremdenverkehr aus dem übrigen Deutschland anziehen könnten. Es ist selbstverständlich, daß auch die durch die weitere Erschließung des Landes notwendig werdenden Bahnen oder für den Autoverkehr geeigneten Straßen die Forderungen landschaftlicher Schönheit sorgsam und mit feinem Verständnis zu erfüllen haben. Der geographische Charakter Ostpreußens kommt diesem landschaftlichen Ausbau durchaus entgegen.

Wir kommen zu den Siedelungen. Wie auch in anderen Kulturgebieten haben die Siedelungen früherer Zeiten ganz erheblich dazu beigetragen, die landschaftlichen Reize zu erhöhen und Wüsten in Gärten zu verwandeln. Die Lage der Dörfer, Städte, Kirchen und Burgen an den Wäldern und Seen ist auch in Ostpreußen von hohem landschaftlichen Reiz. Wenn vollends sich auch die Einzelgehöfte dem Landschaftsbild unterordnen, wie etwa die Bauernhöfe in Westfalen, dann wäre an dem

Zusammenwirken von Siedelung und Landschaft auch in Ostpreußen nichts einzuwenden. Leider sind hier gerade in Ostpreußen sehr viele grobe Verstöße vorgekommen, wie aus den verschiedensten Berichten hervorgeht. Auch der Bericht der Kriegshilfskommission zeigt, daß man mit vielem Verständnis hier die neuen, oder vielmehr die guten Wege alter Zeit betreten will. Es sei erlaubt, diese Ausführungen in einigen Punkten zu ergänzen. Die malerische Wirkung der Siedelung am Wasser bedarf bei der praktischen Ausführung genauer Beobachtungen, die nicht jedem Künstler zu Gebote stehen. Durch die Spiegelung verdoppelt sich die Wirkung des Häßlichen sowohl wie des Schönen. Die Höhenunterschiede des Geländes und der Gebäude werden in wirksamster Weise durch sie betont. Der Wasserverkehr, der gerade in Ostpreußen künftig auch für den Fremdenverkehr mehr in Betracht kommt und wohl ein Hauptgrund zum Besuche des Landes werden wird (dessen Verbindungen aus diesem Grunde noch wesentlich zu vervollkommnen wären), läßt gerade die Wasserseiten der Siedelungen besonders auch für das Auge des Besuchers hervortreten. Das alles weist auf die erhöhte Wichtigkeit der Ausbildungen aller am Wasser zu errichtenden Siedelungen und Einzelgebäude hin. Es wäre wichtig, wenn sich gerade dieser Punkte künstlerische Kräfte (auch Maler), Hand in Hand mit Vertretern und Kennern des Fremdenverkehrs annehmen wollten. Eine große Gefahr für den Außenanblick der Siedelung bilden auch die in den Berichten mehrfach erwähnten Warenhäuser, große neu zu errichtende Schulen und öffentliche Gebäude anderer Art. Ein hohes Gebäude mit fremder Dachform und fremder Dachdeckung kann hier das einheitliche Siedelungsbild leicht beeinträchtigen, selbst wenn diese Gebäude im einzelnen von ersten Künstlern durchgearbeitet werden. Aber selbst bei Erfüllung dieser Anforderungen kann schon die Verlegung des künstlerischen Schwerpunktes eines Siedelungsumrisses (von einer seit alters her aufragenden Burg oder Kirche nach einem neuen großen Gebäude) das Ortsbild schwer beeinträchtigen. Es ist daher auch hier mit großer Umsicht vorzugehen und zu erwägen, ob nicht auch größere Schulen, wie das z. B. in Holland vorzüglich durchgeführt ist, niedriger gehalten werden könnten, wobei dann die Schulkinder ihrer Spielplätze und der umgebenden Natur sich weit mehr erfreuen können. Eine solche holländische Schule macht einen wunderbar anheimelnden Eindruck und entbehrt des fabrikmäßigen, das unsere neuen, vielstöckigen Backsteingebäude vielfach hervorrufen. Da die Bodenpreise in Ostpreußen kaum in Betracht kommen, könnte auch hier Mustergültiges und Neues geleistet werden.

Nun aber vom Äußeren in die Siedelungen hinein. Es ist mehrfach vorgeschlagen worden, Ausblicke entweder von den Plätzen auf die Kirchen und Burgen oder in die Landschaft frei zu lassen. So schön dieser Gedanke in einigen Fällen sein mag, so muß doch nicht das Interesse des Landschaftlichen, sondern in diesem Falle das der Ortschaft in erster Linie stehen. Abgesehen davon, daß durch solche Öffnungen leicht die in jener Gegend sehr rauhen Winde freien Eintritt in das Innere der Siedelungen erhalten, ist es weder für einen Marktplatz noch für eine Kirche oder eine Burg günstig, die Selbständigkeit als Einzelorganismus aufzugeben. Besonders die vom öffentlichen und Wirtschaftsleben gesonderte Stellung der Kirche sollte nicht angetastet werden, da dieses nicht einmal im Mittelalter geschah, wo sie noch weit enger mit allen Teilen des öffentlichen

Lebens im Zusammenhang stand. Auch die abgesonderte Lage der geschichtlich bedeutsamen Burgen kann deren Reiz nur erhöhen. Das moderne Leben, wie es hoffentlich mit neuer Kraft sich auch auf den Marktplätzen ostpreußischer Städte einst wieder entwickeln wird, würde mit seinen ganz unvermeidbar profanen Nebenwirkungen die Ruhe der Gotteshäuser und geschichtlichen Denkmäler nicht günstig beeinflussen. Wir haben uns leider daran gewöhnt, eine ganze Reihe der künstlerischen Wirkungen nur durch sich selbst zu erklären, ohne daran zu denken, daß es meist tiefinnerliche Zusammenhänge und geistige Beziehungen sind, welche auch bei künstlerischen Fragen den Ausschlag geben. Ein historisches Bauwerk, welchem man z. B. den Abstand nimmt, welcher es auch baulich vom Leben der Gegenwart trennt, wird schon durch diesen Mangel an Taktgefühl, von jeder ästhetischen Betrachtung abgesehen, in seiner Wirkung beeinträchtigt. Eine Kirche in unruhiger Umgebung wird als unschön empfunden, selbst wenn sie in sich ein hohes Kunstwerk ist, weil die Lage ihrer Bedeutung und Aufgabe nicht entspricht. Es verhält sich hier mit den Gebäuden genau wie mit Menschen, deren Benehmen oder Kleidung mit ihrer augenblicklichen Umgebung nicht im Einklang steht. Hier ist auch mit den gewiegtesten, rein künstlerischen Leistungen nichts getan, wenn nicht immer wieder die Gesamtheit der Aufgabe und die innere Bedeutung aller ihrer Teile gefühlt und mit feinem Takt des alle Erscheinungen liebevoll beobachtenden Menschen berücksichtigt wird. Dies trifft auch zu für den Maßstab der Gebäude und ihrer einzelnen Teile, Fenster, Fensterscheiben, Türen, Stockwerkhöhe, Gesimshöhe, Ausbildung der Bauglieder, auf deren feiner Gesetzmäßigkeit die Schönheit der Siedelungen alter Zeit ganz wesentlich beruhte. Alle Einzelmühe um architektonische Wirkungen und die dafür aufgewandten Mittel wären vergeblich, wenn diesen Gesetzen nicht auch beim Wiederaufbau streng Rechnung getragen würde. Es kommt also bei all diesen Fragen auf Unwägbarkeiten an, für deren Beachtung niemals einzelne Bauberatungsstellen oder mit Arbeit überhäufte leitende Künstler einstehen können. Hier bedarf es besonderer Persönlichkeiten, denen die Beachtung dieser für die Erhaltung und Neuanlegung deutscher Heimat wichtigen Fragen am Herzen liegt. Es ist eine Sonderaufgabe, die nicht nebenbei gelöst werden kann und darf. Hierhin gehört auch die Vermeidung zu vieler baukünstlerischer Motive, welche bei Neubauten selbst von bester Künstlerhand noch immer nicht genügend berücksichtigt wurde. Selbst die besten Beispiele wieder aufgebauter Ortschaften zeigen noch eine Unruhe, die bei dem neuesten Werk in Ostpreußen unbedingt vermieden werden muß. Diese größte Einfachheit, welche nur an wenigen Hauptpunkten einen bescheidenen Aufwand erlaubt, steht gleichzeitig im Einklang mit den gerade für diesen Wiederaufbau wichtigen Forderungen unbedingter Wirtschaftlichkeit. Die schönsten Aufgaben bieten hier aber nicht die wiederherzustellenden Ortschaften, sondern die für eine spätere Zeit zu schaffenden Pläne neuer Siedelungen bei den Ödländereien. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die wichtigste Frage des Wiederaufbaues die ist, die Bevölkerung Ostpreußens wieder in ihr Heimatland zurückzulocken und darüber hinaus eine neue Bevölkerung aus dem Deutschen Reiche anzuziehen. Hier heißt es Heimat schaffen für junge, neugegründete Familien, die den Mut haben, auf unbearbeitetem Boden neu anzufangen, Heimat schaffen nicht

zum wenigsten auch für die vielen heimkehrenden Krieger, deren Gliedmaßen oder deren Nerven für die früher getriebene Arbeit nicht mehr genügen wollen und die in einem leichten Feld- oder Gartenbau ein neues Arbeitsfeld und die Möglichkeit zur Gründung eines Hausstandes finden. Auch hier gehen die Aufgaben der Neubesiedelung weit über rein künstlerische und wirtschaftliche Lösungen hinaus. Wir dürfen den neuen Siedlern keine lieblos zusammengehäuften Arbeitszellen bieten, wir können ihnen keine mit größeren Mitteln hergestellten Kunstwohnungen erbauen, aber was wir können, das ist die Erhaltung landschaftlicher Reize auch in den neu zu kultivierenden Gebieten, eine anheimelnde, nicht an Arbeiterkolonien alten Stils erinnernde Anlage der neuen Dörfer und nicht zum wenigsten bescheidene und gemütliche Zusammenkunftsräume, Spiel- und Erholungsgelegenheiten und andere Anlagen, welche ein gemeinsames öffentliches Leben fördern könnten. Vergessen wir nicht, daß in diesen schweren Zeiten das einigende Band sich fester als je um deutsche Stammesbrüder und vor allem um die Kampfgenossen schlingt, und daß gerade in diesen neuen Siedelungen das Bedürfnis, auf dem neuen, friedlichen Schlachtfelde der inneren Kolonisation treu zusammenzuhalten und ein gemeinschaftliches Leben zu führen, für den Entschluß unserer Invaliden, sich in jenen Gegenden anzusiedeln, ausschlaggebend werden kann. Daß der Großgrundbesitz durch eine stärkere Besiedelung in nächster Nähe wieder eine arbeitsfreudige Bevölkerung erhält, deren Vorhandensein auch für Hilfsarbeiten bei der Ernte nicht gering anzuschlagen ist (Nachkommen und Angehörige der Invaliden), soll nur erwähnt werden als ein Beispiel, wie alle, auch die idealsten Forderungen letzten Endes in vollem Einklang mit dem wirtschaftlichen Nutzen stehen. Nicht einige Häuser, Felder, Güter, Städte, Straßen, Brücken und Eisenbahnen, sondern das ganze Land gilt es zu erneuern, das Land als Nährboden, als Erzeugungsgebiet wichtiger Produkte, als Arbeitstätte einer neuen Bevölkerung, als geschichtlicher Boden, als Wohnort, Heimat und Erholungsstätte deutscher Bürger. Wie ideal und unpraktisch erscheint angesichts der vielen genannten Einzelheiten solch allgemeine Betrachtung, und doch — aus Einzelheiten wird niemals ein gutes Ganzes entstehen, wenn der sie verbindende Gedanke, der Geist der genannten Kulturaufgabe nicht stetig mitwirkt und bewußt als Führer der hier aufmarschierenden geistigen und körperlichen Arbeiterheere anerkannt wird.

Auf besonderen Wunsch der Schriftleitung sei zum Schlusse noch erwähnt, daß das Wandermuseum, welches vom Verfasser geleitet wird, sich die Aufgabe gesetzt hat, alle Fragen des Siedelungswesens auch den weiteren Kreisen des Volkes bekannt zu machen und dabei nicht nur die in diesen Ausführungen gegebenen idealen, sondern besonders auch die praktischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Somit ist das Wandermuseum in der Lage, auch für die große neue Siedelungsaufgabe deutscher Arbeit in Ostpreußen Verständnis zu erwecken, die Opferwilligkeit des Volkes zu erhöhen und nicht zum wenigsten auch um künftige Ansiedler der neu zu bebauenden Gebiete zu werben. Das Wandermuseum wird bei seinen künftigen Ausstellungen die Frage des Wiederaufbaues Ostpreußens in besonderen Darstellungen behandeln.

Von Gust. Langen, Regierungsbaumeister a. D.,
Leiter d. Wandermuseums f. Städtebau, Siedlungswesen u. Wohnwesen

Schafft Kleingartensiedlungen in die Ortsanlagen!

Die gewaltigen Ereignisse des Krieges haben uns einmal wieder so recht erkennen lassen, wie dringend notwendig es ist, daß auch die städtische Bevölkerung in weitgehendem Maße wehrhaft und körperlich rüstig ist, und daß auch die Städte wenigstens etwas durch eigene Hervorbringung zu ihrer Nahrungsmittelversorgung beitragen. Hierfür sind aber Gärten für die städtische Bevölkerung unerläßlich. Es gilt also, den Stadtbewohnern wieder Gärten zu sichern, und das ist ein Gesichtspunkt, der auch bei der Wiederherstellung der jetzt durch den Krieg zerstörten Orte volle Beachtung verdient. Man meine nicht, daß in kleinen Orten kein Bedürfnis in dieser Richtung vorläge. Die Erfahrung zeigt, daß es auch in diesen, an und für sich in engerem Zusammenhange mit der Natur stehenden Orten eine Menge Familien gibt, die trotzdem eines Gartens oder eines Feldstückes entraten und die mit großer Freude die Gelegenheit ergreifen würden, sich ein solches Stück Land zu verschaffen. Aber auch in zahlreichen Dörfern wird die planmäßige Vorsorge für Gärten ein großer Segen sein. Der Landbewohner will natürlicherweise ein Stück Land zur Verfügung haben, aber bei der Zähigkeit, mit der die dörflichen Grundbesitzer ihr Eigentum festhalten, ist es für die nicht von Haus aus grundbesitzende Bevölkerung in diesen Orten oft gar nicht leicht, Land zu erlangen.

Die beste Form zur Versorgung der Bevölkerung mit Gärten ist ja nun natürlich immer der Hausgarten. Aber dieser ist auch in kleinen Orten längst nicht immer möglich. Da hat sich nun als eine sehr brauchbare und ungemein segensreiche Ersatzeinrichtung die Kleingartensiedelung herausgebildet. Gesehen hat solche Kleingartensiedelungen wohl schon fast jeder, der auch nur ein wenig in unserm Vaterlande herumgekommen ist. In Groß-Berlin, in Leipzig, in Kiel, in Bremen, in zahlreichen sonstigen großen und kleinen Orten gibt es sie in großer Zahl, und sie haben sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker entwickelt. Auch im Osten sind sie nicht unbekannt, es gab Kleingartensiedelungen vor dem Kriege z. B. in Stolp, Landsberg a. W., Rastenburg, Posen, Bromberg, Graudenz, Gnesen usw. Der Leitgedanke, der ihnen zugrunde liegt, ist der, daß der Garten, der dem Einzelnen nicht in unmittelbarem Anschlusse an seine Wohnung gegeben werden kann, ihm in einiger, aber noch leicht zu überwindender Entfernung verschafft wird, und daß zu diesem Zwecke eine größere Zahl solcher Gärten, von ein bis zwei Dutzend an bis zu mehreren Hundert, vereinigt werden. Die Größe dieser Gärten ist meist nur gering, in der Regel 200—300 Quadratmeter, auf fast allen findet sich jedoch als Schutz gegen die Unbilden der Witterung eine Laube, die oft zu einem ganzen kleinen Gartenhause mit verschiedenen Räumen ausgestaltet ist, in dem auch oft in der warmen Jahreszeit, wenn auch in ziemlich notdürftiger Weise, wochenlang gewohnt und genächtigt wird. Wenn irgend möglich, soll die Gartensiedelung auch einen größeren gemeinsamen Spielplatz für die Jugend erhalten und überhaupt als Stützpunkt für die Entfaltung gemeinnütziger und erzieherischer Zwecke dienen. Wo diese letzteren Gesichtspunkte, insbesondere die erzieherischen, überwiegen, hat man es mit sogenannten „Schrebergärten“ zu tun, die aus Leipziger erzieherischen Kreisen hervorgegangen sind und in Leipzig eine besonders weite Verbrei-

tung und große Bedeutung erlangt haben. Geschaffen wird die Gartensiedlung regelmäßig dadurch, daß eine größere zusammenhängende Landmasse von irgend einer Stelle einheitlich für diese Gartenzwecke eingeteilt und hergerichtet, und überhaupt die ganze Sache organisiert wird. Soweit irgend möglich, sollte diese Stelle nicht ein Privatunternehmer, der die Sache um des Gewinnes willen tut, sein, sondern die Gemeinde oder eine gemeinnützige Vereinigung oder auch eine Genossenschaft der Kleingarteninhaber selber. Diese ausgebende und organisierende Stelle kann ihrerseits das Land pachten oder kaufweise erwerben, die einzelnen Kleingärten aber werden regelmäßig nur pachtweise abgegeben. Es ist dies an und für sich auch das richtige, damit aller Spekulation vorgebeugt werden kann.

Über den außerordentlichen Segen, den gut geleitete Gartensiedelungen für die Bevölkerung bedeuten, brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden. Hunderttausenden von wenig Bemittelten, die sonst nie an einen Garten denken könnten, ja selbst vielen Wohlhabenden kann auf diese Weise der Segen eines solchen verschafft werden. Außerordentliche Vorteile für die Gesundheit, für das Geistes- und Gemütsleben, für das Familienleben, für die Erziehung der Kinder und auch für die Wirtschaftsführung ergeben sich. Was insbesondere dies letztere anlangt, so ist nachgewiesen, daß ein solcher Kleingarten bei guter Pflege so ziemlich den gesamten Gemüsebedarf einer kleineren Familie decken kann und daß er insbesondere auch die Neigung zu der der Gesundheit so dienlichen Gemüsekost ungemein befördert. Im übrigen seien hier statt langer Ausführungen noch die Worte einer Berliner Arbeiterfrau hergesetzt, die diese vor kurzem an den Verfasser dieser Zeilen richtete:

„. . . Wir sind seit mehreren Jahren begeisterte Laubenkolonisten. Wir haben in Pankow bei Berlin ein kleines Stückchen Land von 18 Ruten gepachtet und widmen uns dem Gemüsebau und der Kleintierzucht. Wir haben Kaninchen und Hühner. Es ist für uns ein kleines Paradies, im Sommer finden noch viel selbstgezogene Blumen darauf Platz. Das Stückchen Land ist so hübsch, daß die Leute oft mit dem Rufe »Sieh mal, wie schön!« stehenbleiben. Früher war ich oft kränklich, seitdem ich mich in der frischen Luft beschäftige, nicht mehr; und für meinen Mann ist der Sommerabend jetzt etwas Köstliches, nach der staubigen Fabrikluft eine Erholung. Kann man sich auch etwas Schöneres denken, als wenn einem die Liebe zur Natur mitgegeben ist? Sie adelt wirklich den Menschen . . .“

Eine besondere Bedeutung dürfen die Kleingartensiedelungen noch für die Gemeinden beanspruchen. Die Hergabe solcher kleinen Stücke Landes zu Unterstützungszwecken an Arme hat sich sehr bewährt und vermag den Unterstützungsetat der Gemeinden zu entlasten. Außerdem helfen solche Kleingartensiedelungen zu der so wünschenswerten, gesunden und weiträumigen Stadtanlage und bringen noch erhebliche Pachtbeträge ein, statt, wie die öffentlichen Parke — gegen die damit natürlich an und für sich nichts gesagt sein soll —, laufend große Unkosten zu verursachen.

Es ist aber notwendig, bei den Kleingartensiedelungen gewisse Übelstände, die sich leicht einstellen, zu vermeiden. Bisher herrscht in Deutschland leider im allgemeinen das System, daß die Kleingartenanlagen nach einer Reihe von Jahren der Bebauung weichen müssen. Auch abgesehen hiervon sind die Pachtverträge der Kleinpächter oft viel zu kurz. Es liegt aber auf der Hand, daß, nur wenn die Gewißheit langen Bleibens auf dem betreffenden Landstückchen gegeben ist, der Kleinpächter sich mit wirklichem

Behagen und mit wirklichem Vorteil einrichten, z. B. sein Gartenhäuschen gut ausgestalten und auch Obstbäume anpflanzen kann. Es ist deshalb auf das dringendste zu fordern, neu zur Anlegung kommende Gartensiedelungen nicht auf späteren Abbruch, sondern als dauernd an der betreffenden Stelle bleibende Bestandteile der Ortsanlage herzustellen. Dauernde Kleingartensiedelungen in allen Stadtteilen müssen mehr und mehr ebenso regelmäßige Bestandteile unseres Städtebaues werden wie Parke, Spielplätze und öffentliche Anlagen. Vermögen doch die Kleingartensiedelungen z. B. gerade auch für die Lösung der Spielplatzfrage sehr viel zu leisten. Dringend zu warnen ist vor dem sogenannten Generalpächtersystem, wonach einem privaten Unternehmer, der die ganze Sache nach Gewinnrücksichten handhabt, die Einrichtung und Führung der Sache überlassen bleibt. Niedrige Pachtpreise, etwa zwei Pfennig für den Quadratmeter, sind natürlich auch dringend wünschenswert. Auf eine praktische und geschmackvolle Gesamtanlage ist von Anfang an zu achten. Weitere praktische Fragen, die die Fürsorge der die Kleingartensiedelung schaffenden Stelle erfordern, sind die Wasserbeschaffung, die Frage der Einfriedigung, die Beschaffung von Dünger und unter Umständen auch von Sämereien und Pflänzchen, die Fürsorge für genügende Anleitung der des Gartenbaues Unkundigen und für ausreichende Aufsicht, endlich auch die Abfassung guter Pachtverträge und die Erteilung sachverständigen Rates für die zahlreichen, auftauchenden einzelnen Fragen. Daß die Beigabe eines Spielplatzes und eines wenn auch noch so bescheidenen kleinen Versammlungsraumes der Kleinpächter für eine richtige Gartenkolonie fast unerläßlich ist, braucht kaum weiter betont zu werden. Wo es andererseits jetzt in der Kriegszeit nur auf den wirtschaftlichen Ertrag durch Gemüsebau usw. ankommt, kann man natürlich einen Teil dieser Gesichtspunkte einstweilen zurückstellen, doch sollte ihre Berücksichtigung für später offengehalten werden.

Im übrigen soll man aber wegen dieser zahlreichen Anforderungen ja nicht zurückschrecken! Die Sache ist in der Praxis gar nicht so schwierig und wird mehr und mehr in zahllosen großen und kleinen Orten organisiert. Wir sind wohl alle davon durchdrungen, daß Deutschland diesen Krieg nicht nur überstehen, sondern besser, schöner und gesünder als vorher aus ihm hervorgehen und sich so der ihm von der Vorsehung augenscheinlich zugedachten Führerrolle würdig erweisen muß. Dazu ist aber vor allem auch ein verbessertes und gesünderes Städtewesen dringend erforderlich, und hierzu wiederum bilden die Kleingartensiedelungen ein wichtiges und noch längst nicht genug gewürdigtes Mittel!

Von Dr. K. v. Mangoldt, Frankfurt a. M.,
Generalsekretär des Deutschen Vereins für Wohnungsreform

Literatur und Auskunft.

Wer sich über die allgemeine soziale und kulturelle Bedeutung der Kleingartenkolonien und über die Art und Weise, wie die ganze Sache anzugreifen ist, unterrichten will, dem empfehlen wir dringend die treffliche Schrift von Stadtrechtsrat Dr. Moericke (Mannheim): „Die Bedeutung der Kleingärten für die Bewohner unsrer Städte" (Heft 2 der Schriften des Badischen Landeswohnungsvereins, Braun'sche Hofbuchhandlung, Karlsruhe 1912. 32 Seiten, Preis 50 Pfennig). Eine Menge Stoff, auch zahlreiche Musterverträge u. dgl. bietet ferner die viel ausführlichere, von der Zentralstelle für Volks-

wohlfahrt in Berlin herausgegebene Schrift „Familiengärten und andere Kleingartenbestrebungen in ihrer Bedeutung für Stadt und Land" (Heft 8 der neuen Folge der Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin, Heymanns Verlag 1913, Preis im Buchhandel 8 Mk.). Eine Abhandlung über „Gartenkolonien als dauernde Bestandteile der Ortsanlage" findet sich in den 1906 erschienenen „Neuen Aufgaben in der Bauordnungs- und Ansiedlungsfrage" (Vandenhoeck & Ruprecht, 1 Mk.). Gärtnerisch-technische Schriften über den Kleingartenbau gibt es natürlich eine ganze Reihe. Wir nennen z. B., ohne ein Werturteil abgeben zu wollen, folgende:

Dr. phil. Franz Fest: Gemüse- und Obstbau im Haus- und Wirtschaftsgarten. Theodor Thomas Verlag, Leipzig, 118 Seiten, 60 Pf.

Max Hesdörfer: Der Kleingarten, seine Anlage, Einteilung und Bewirtschaftung. Berlin, Paul Parey 1908, 68 Seiten, 60 Pf.

K. Weinhausen: Der kleine Hausgarten. Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung 1911, 96 Seiten.

Arthur Janson: Auf 300 qm Gemüseland den Bedarf eines Haushaltes zu ziehen. J. M. Richters Verlag, Würzburg 1904, 104 Seiten.

Auskunft und Rat über Kleingartensiedlungen, ihre Anlage usw. werden auf Wunsch gewiß gerne erteilen:

Herr Arthur Hans, Leipzig, Davidstr. 2, Geschäftsführer des Sächsisch-Thüringischen Verbandes der Arbeiter- und Schrebergärten.

Lehrer B. Cronberger, Frankfurt a. M., Arnsburgerstr. 40. Vorsitzender des Frankfurter Vereins für Kleingartenbau.

Der Verband Deutscher Arbeiter- und Schrebergärten, Generalsekretär Geh. Regierungsrat Bielefeld (Lübeck, Landes-Versicherungsanstalt·

Der Wiederaufbau Ostpreußens vom Standpunkt der Wohnungshygiene

Den ersten kurzen Veröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz bezüglich des Aufbaues der durch den Krieg zerstörten Ortschaften, namentlich in Ostpreußen, folgte alsbald eine Flut von Veröffentlichungen. Wenn über Einzelheiten natürlich auch die Meinungen auseinandergehen, so läßt sich im ganzen doch eine erfreuliche Einmütigkeit und der starke Entschluß feststellen, beim Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften und Städte die tüchtigsten Kräfte mit heranzuziehen und in jeder Weise vorbildliche Bauten zu schaffen. Mehrfach wurde hervorgehoben, daß auch in Ostpreußen die bauliche Entwicklung bereits im Zeichen des Verfalles stand, daß auch hier die Bauten der letzten Jahrzehnte vielfach den Stempel eines groben, rücksichtslosen und künstlerischen Empfindungen fast völlig baren Unternehmertums zeigten. So gehört es zu den wichtigsten Kulturaufgaben unserer Zeit, beim Aufbau der zerstörten Ortschaften eine den neuzeitlichen Forderungen entsprechende Sachlichkeit und eine wenn auch mit bescheidensten Mitteln arbeitende künstlerische Durchbildung anzustreben und an Stelle der früheren Geschmacklosigkeiten die Grundsätze einer gesunden, bodenständigen Heimatkunst zur Geltung zu bringen.

Eben wegen dieser Einmütigkeit der Auffassung soll hier von diesen vor allem die künstlerische Seite des Wiederaufbaues betreffenden Fragen nicht weiter die Rede sein und nur kurz im Zusammenhang auf einige wichtige wohnungshygienische Gesichtspunkte hingewiesen werden, welche zur Erzielung zweckdienlicher, ausreichender und gesunder Wohnungen

beim Wiederaufbau berücksichtigt werden müssen. Das ist um so wichtiger, als gerade in den kleineren ostpreußischen Ortschaften die Wohnungsverhältnisse vielfach nur den allerbescheidensten Anforderungen genügten und oft eine nur eben des Lebens Notdurft befriedigende Gestaltung zeigten. Bis zu welchem Umfange beim Wiederaufbau eine Besserung möglich sein wird, hängt allerdings einerseits von dem Grade der Zerstörung der betreffenden Baulichkeiten, anderseits von einer Reihe von verwaltungstechnischen Maßnahmen ab, welche dem eigentlichen Wiederaufbau vorausgehen und für die hygienische Gestaltung der Wohnungen die rechtlichen und sonstigen Unterlagen abgeben müssen. Um die Tragweite derartiger Verwaltungsmaßnahmen in ihrer Rückwirkung auf die Hygiene der Wohnungen und des Wohnens richtig würdigen zu können, ist es zweckmäßig, zwischen inneren und äußeren hygienischen Wohnungsqualitäten zu unterscheiden. Hierzu mögen mir einige Ausführungen gestattet sein.

Was zunächst die inneren hygienischen Wohnungsqualitäten betrifft, so faßt man damit die sämtlichen Eigenschaften einer Wohnung zusammen, welche in der Bauweise und Gestaltung des einzelnen Hauses oder der einzelnen Wohnung selbst begründet sind, also Größe der Wohnung, Grundrißgestaltung, Luft- und Lichtversorgung, Decken-, Wand- und Fußbodenkonstruktionen, Ausstattung mit hygienischen Zutaten und dergleichen mehr. Alle diese Eigenschaften haften am einzelnen Hause selbst, sind innerhalb sehr weiter Grenzen von seiner Umgebung und Lage im Stadtplan unabhängig und lassen sich deshalb auch noch nachträglich, z. B. bei Umbauten und Wiederaufbauten, verbessern. In diesem Sinne geben alle Einzelschäden, wie sie als Folge der Kriegsverheerungen lediglich einzelne Gebäude oder auch nur Teile derselben betroffen haben, bereits Anlaß und Möglichkeit, einzelne der angeführten hygienischen Wohnungseigenschaften mehr oder weniger zu verbessern, z. B. durch bessere Grundrißlösung, Verwendung besserer Baustoffe, bessere Ausstattung der Neben- und Wirtschaftsräume, Einrichtung behaglicher und zweckentsprechender Wohnküchen in kleineren Wohnungen, Einbau von Badezimmern, Spülküchen, Wandschränken und Speiseschränken und sonstige wohnungshygienische Errungenschaften.

Gewiß wird dadurch die Behaglichkeit und Hygiene des Wohnens in vielen Fällen gesteigert und bei der unbestreitbaren Rückwirkung der Wohnverhältnisse auf die Lebensverhältnisse und Lebensweise der Wohnungsinsassen nach und nach auch das gesamte Kulturniveau der Bevölkerung gehoben werden können. Gleichwohl müssen wir uns doch gestehen, daß mit einer noch so weitgehenden Verbesserung der Wohnungen lediglich in bisher geschildertem Sinne innerhalb größerer Ortschaften noch recht wenig erreicht ist. Immer mehr hat sich nämlich in neuerer Zeit die Empfindung Bahn gebrochen, daß es zu einer wirklich völlig ausreichenden Hygiene des Wohnens nicht genügt, nur die bisher genannten inneren hygienischen Wohnungsqualitäten möglichst vollkommen zu gestalten, sondern daß noch eine Reihe weiterer bedeutsamer Verhältnisse Berücksichtigung finden müssen. Einerseits hat sich gezeigt, daß sich innerhalb größerer Ortsanlagen auf die Dauer befriedigende Wohnverhältnisse nur dann erzielen lassen, wenn an Stelle der völligen Regel- und Systemlosigkeit der älteren Ortsanlagen, bei denen Wohn-, Geschäfts- und In-

dustriegebäude meist regellos durcheinandergewürfelt sind, und demnach in den meisten Straßen ein ungestörtes und behagliches Wohnen ausgeschlossen ist, eine möglichst weitgehende Gliederung in einzelne, den verschiedensten Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung tragende Ortsteile, insbesondere Wohnviertel oder doch wenigstens Wohnstraßen, Geschäfts- und Industrieviertel angestrebt wird. Nur dann lassen sich die Belästigungen von seiten der Industrie- und Gewerbebetriebe und des Verkehrsgeräusches der Städte in genügender Weise von den Wohnstraßen und Wohnungen fernhalten. Anderseits hat die wieder erwachte Liebe zur Natur und damit zusammenhängend das Bestreben, unserer Jugend ausreichende Gelegenheit zu Spiel, Sport und Herumtummeln in freier Luft zu geben, nicht minder auch die Erkenntnis, daß man auch der erwachsenen Stadtbevölkerung einen Ausgleich für das viele Stuben- und Bürositzen ermöglichen müsse, zu einer erheblich höheren Einschätzung der Bedeutung von Gartenflächen, Spiel- und Sportplätzen geführt, als das bis vor kurzem der Fall war. Man faßt jetzt alle derartigen, einer Erholung der Bevölkerung in freier Luft gewidmeten Anlagen als Frei- und Erholungsflächen zusammen und gibt sich gegenwärtig keineswegs mehr damit zufrieden, lediglich die äußere unbebaute Umgebung der Ortschaften als solche Erholungsfläche aufzufassen, wie das in den kleineren Ortschaften früherer Zeit vielfach der Fall war. Erfahrung und Überlegung haben gezeigt, daß infolge der starken Inanspruchnahme der meisten Berufskreise und auch schon der Schuljugend bei einigermaßen nennenswerter Ausdehnung der Ortschaften für gewöhnlich nicht mehr die Zeit gegeben ist, diese entlegenen Erholungsflächen aufzusuchen. Man verlangt vielmehr mit Recht, daß auch innerhalb der Ortschaften und Städte eine möglichst große Zahl derartiger Freiflächen von ausreichender Größe vorgesehen wird und daß in dieser Beziehung namentlich auch für das Kindes- und Kleinkinderalter gesorgt ist. So wollen wir heutzutage in jeder Weise das Verständnis dafür fördern, daß zu einem wirklich hygienischen Wohnen noch etwas mehr gehört als ein ausreichend großer Luftraum innerhalb der Wohnung, der vielleicht dem Einzelstehenden, der seine Wohnung nur als Schlafstätte benutzt, genügen mag, nicht aber der großen Masse der Bevölkerung, insbesondere kinderreichen Familien. Für diese kommt die Möglichkeit, mit einem möglichst geringen Aufwand von Kraft und Zeit das Freie, seien es nun Haus- oder öffentliche Gärten, Spiel- und sonstige Erholungsplätze, zu erreichen, mindestens ebensosehr in Betracht, als die oben angeführten inneren hygienischen Wohnungsqualitäten, und zwar um so mehr, je geringer die Einkommenverhältnisse sind, je weniger Gelegenheit gegeben ist, einem entsprechenden Mangel durch Aufsuchen weit abgelegener öffentlicher Anlagen oder durch Anstellen besonderer, mit der Aufsicht der Kinder beauftragter Personen abzuhelfen.

All die letztgenannten Eigenschaften einer Wohnung nun, wie sie mit der Natur und Beschaffenheit ihrer äußeren Umgebung zusammenhängen, also die Art und Weise, wie dieselbe bezw. das Gebäude, in dem sie liegt, sich den einzelnen Stadtvierteln und dem Stadtplane einfügt, zu den Nachbargebäuden und dem Blockinneren des betreffenden Baublocks in Beziehung tritt, wie es sich bezüglich der Erreichbarkeit der nächstgelegenen Frei- und Erholungsflächen verhält, kann man zweckmäßigerweise als die äußeren hygienischen Wohnungsqualitäten zusammenfassen.

Es ist mir hier auf dem beschränkten Raum nicht möglich, die Bedeutung derselben und die Mittel zu ihrer Bessergestaltung eingehend zu besprechen; ich verweise daher zu weiterer Information auf eine umfangreiche Arbeit über die städtischen Wohnverhältnisse,* die ich vor einiger Zeit veröffentlicht habe.

Hier muß ich mich darauf beschränken, nur einige wichtige Punkte hervorzuheben. Die nachträgliche Besserung der äußeren hygienischen Wohnungsqualitäten ist in einmal ausgebauten Stadtteilen nur sehr allmählich im Laufe der Zeit bei Umbauten und Abbrüchen, am eingreifendsten noch bei weitgehenden Sanierungsmaßnahmen zu erreichen. Der letztere günstige Fall liegt in vielen Fällen in den zerstörten Städten Ostpreußens vor, sofern es sich um größere Schäden handelt, welche eine ganze Gruppe von Gebäuden oder einen ganzen Baublock betreffen, Schäden, welche in den bisherigen Aufsätzen zur Wiederaufbaufrage mehrfach als Reihen- oder Gruppenschäden und Blockschäden bezeichnet wurden. Es lassen sich dann außerordentlich wesentliche Verbesserungen der Wohnverhältnisse erzielen, wenn man beim Wiederaufbau bestrebt ist, die Nachteile übelster Art, wie sie vielfach mit der zufällig und regellos entstandenen Blockbebauung in den Innenteilen älterer Ortschaften zusammenhängen, zu vermeiden. Wir kennen ja alle das Gewirr von Hinter-, Seiten- und Flügelbauten, die schmalen, finsteren Lichtschächte, die dumpfen, muffigen Höfe usw. als Erkennungszeichen derartiger Baublöcke aus älterer Zeit. Man wird stets versuchen müssen, beim Wiederaufbau solcher zerstörter Baublöcke die Vorteile einheitlicher, von einer Stelle geplanter und in der Ausführung überwachter Blockbebauung zur Geltung zu bringen, wie ich sie kürzlich vom Standpunkte der Hygiene in einem Aufsatz im Technischen Gemeindeblatt** dargestellt habe. Unter Hinweis auf die dort gemachten Darlegungen muß ich mich hier mit einigen Andeutungen begnügen.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine einheitliche Blockgestaltung mit ihren mannigfachen günstigen Rückwirkungen auf die Wohnverhältnisse der den Block zusammensetzenden einzelnen Gebäude ist für die vorliegenden Verhältnisse ohne weiteres gegeben, wenn man beim Wiederaufbau der zerstörten Städte den Anregungen folgt, wie sie Stadtbaurat a. D. Fritz Beuster (Berlin) am 3. Dez. 1914 in der Norddeutschen allgemeinen Zeitung vorgebracht hat. Nach ihm soll die zerstörte Provinz für die Wiederaufbauarbeiten in eine Reihe von Arbeitsbezirken eingeteilt werden, welche unter der Oberleitung einer als Exekutive zwischen der Staatsregierung und den Kriegshilfskommissionen stehenden Zentralstelle stehen. An die Spitze dieser Bezirksstellen tritt ein in den wirtschaftlichen und künstlerischen Fragen des Siedelungswesens erfahrener Privatarchitekt, welcher die Bauprojekte für den Wiederaufbau seines Bezirks aufzustellen und alle sonstigen Arbeiten auf siedelungs- und bautechnischem sowie wirtschaftlichem Gebiet zu leisten hat, dem außerdem für diese Arbeiten die weitgehendste Selbständigkeit eingeräumt werden muß. Bei einer solchen Arbeitsweise erledigt sich also der sonst beim allmählichen

---

* Die Grundlagen zur Besserung der städtischen Wohnverhältnisse. Berlin 1913, bei Julius Springer.

** Die Abstufung der Bauordnung nach Baublockklassen und die einheitliche Blockgestaltung. Techn. Gemeindeblatt v. 5. Juni 1914, Jahrg. XVII, Nr. 5.

Ausbau der Städte gewöhnlich vorhandene Übelstand, daß jedes einzelne Gebäude eines Baublocks von einem anderen Architekten, meist nur Bauunternehmer, entworfen wird, deshalb eine Einheitlichkeit der Blockbebauung nur in den seltensten Fällen erreicht werden kann, ganz von selbst. An die Stelle der vielen, meist recht dürftigen und aufeinander keinerlei Rücksicht nehmenden Einzelentwürfe tritt die großzügige und einheitliche Plangestaltung des ganzen Baublocks von der Hand eines einzigen wirtschaftlich und künstlerisch genügend geschulten Architekten.

Bei einer derartigen einheitlichen Plangestaltung ist vom hygienischen Standpunkte besonders auf die in der Literatur oft geforderte Freihaltung des Blockinnern von Seiten- und Hintergebäuden und eine entsprechende Verwertung des auf diese Weise entstehenden zusammenhängenden Innenraums zu achten. Einerlei wie derselbe im einzelnen ausgebildet und benutzt wird, sei es nun als größerer Hof, Garten- oder Rasenfläche, Innenpark, stets soll er als großer, gemeinsamer und freibleibender Luftraum in Wirkung treten, den anliegenden, rückwärts gelegenen Wohnungsteilen frische, staubfreie Luft zuführen und geeignete Erholungsplätze für die Bewohner des Baublocks bieten.

Nun stehen einer derartigen, namentlich aber auch nach der künstlerischen Seite freieren Behandlung der Baublöcke vor allem die bestehenden Bauvorschriften entgegen, welche auf das einzelne Haus und die einzelne Bauparzelle zugeschnitten sind und mit ihren strengen Bestimmungen über Gebäudehöhe, Stockwerkzahl, Dachneigung usw. die künstlerische Bewegungsfreiheit des den ganzen Block nach einheitlichem Plan entwerfenden Architekten außerordentlich hemmen. Gerade deshalb scheint es mir aber auch nicht nur gerechtfertigt, sondern unbedingt nötig, daß weitgehende Erleichterungen von den sonst an den betreffenden Orten üblichen Bauordnungen gewährt werden, sobald es sich um derartige, ganze Baublöcke einheitlich umfassende Wiederaufbauarbeiten handelt. Die besonderen Verhältnisse und die großen, staatlicherseits gewährten Mittel, vor allem aber die einheitliche Plangestaltung des ganzen Blockes rechtfertigen ein solches Vorgehen ohne weiteres. Solange jede Bauparzelle dagegen für sich nach besonderem Plan bebaut wird, muß eine Bauordnung vorhanden sein, welche nach dem Grundsatz: „Gleiches Recht für alle“ ein für allemal die Innehaltung der hygienischen Mindestforderungen erzwingt, wie sie für das betreffende Stadtgebiet, im Falle einer Staffelbauordnung für die betreffende Baustaffel erwünscht und zweckmäßig erscheinen. Ein Abweichen von ihren Vorschriften zugunsten der einen oder anderen Baustelle würde eine ungerechte Bevorzugung einzelner Grundbesitzer bedeuten und eine Flut von Beschwerden und Prozessen nach sich ziehen. Ganz anders liegen die Verhältnisse aber bei der einheitlichen Plangestaltung und architektonischen Durchbildung des ganzen Blockes. Da ist es durchaus richtig, von den sonst üblichen Bestimmungen je nach dem besonderen Zweck des betreffenden Blocks und seiner Teile weitgehende Erleichterungen zu gewähren, da diese sich infolge der einheitlichen Plangestaltung meist leicht anderweitig ausgleichen lassen. So müßte es z. B. in einem solchen Falle ohne weiteres statthaft sein, zur stärkeren architektonischen Hervorhebung oder im Sinne einer günstigeren Raumausnützung mit einzelnen Gebäudeteilen wesentlich über die sonst zulässige Höhe emporzugehen, an einzelnen Stellen hinter die Fluchtlinie zurückzutreten und

ähnliches mehr, wenn nur die zwingenden, durch den hygienischen Lichteinfallswinkel festgelegten Vorschriften über die Licht- und Luftversorgung, den gegenseitigen Gebäudeabstand usw. beachtet bleiben und die Gesamtzahl der Kubikmeter umbauten Luftraumes in einem entsprechenden Verhältnis zur Gesamtgrundfläche des ganzen Baublocks steht. Eine stärkere Bebauungsintensität an einzelnen Teilen desselben könnte dann durch eine entsprechend geringere an anderen Stellen ausgeglichen werden.

Bei dem Aufbau ganzer zerstörter Baublöcke in Ostpreußen wäre nun Gelegenheit gegeben, dem Architekten in der einen oder anderen Weise eine größtmögliche wirtschaftliche und künstlerische Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit von den sonst üblichen und gewiß auch nötigen Bestimmungen einzuräumen. Dazu bedarf es natürlich eingehender Verhandlungen des betreffenden Bezirksarchitekten mit den verschiedensten Ortsbehörden, insbesondere der Baupolizei, bei welchen die vom Stadtbaurat Beuster vorgeschlagene Zentralstelle im Widerstrebungs- oder Verzögerungsfalle einen energischen Druck auszuüben wird staatlicherseits befugt sein müssen, um zu verhindern, daß durch derartige, gewöhnlich sich sehr in die Länge ziehende Verhandlungen der Wiederaufbau unnötig lange hinausgeschoben wird.*

Eine weitere Schwierigkeit für eine derartige einheitliche Blockbebauung bietet dann natürlich der Widerstand einzelner Baustellenbesitzer, da es sich ja fast immer um zersplitterten Besitz handelt und kaum ermöglichen lassen wird, eine Lösung zu finden, die alle Grundbesitzer in gleicher Weise befriedigt. Zum Nutzen einer einheitlichen Blockgestaltung müssen hier aber Mittel und Wege gefunden werden, um eine Einigung zu erzielen, sei es auf gütlichem Wege oder unter Zuhilfenahme staatlichen Zwanges, der auch hier durch die besonderen Verhältnisse gerechtfertigt erscheint. In vielen Fällen wird schon die bloße Androhung oder Möglichkeit eines solchen eine gütliche Vereinbarung erzielen lassen, in anderen Fällen bestände die Möglichkeit, durch Umlegung — nach einer kürzlich im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Verordnung kann in Ostpreußen das Umlegungsverfahren eingeführt werden —, Austausch, gegebenenfalls auch vorübergehende oder endgültige Übernahme des ganzen Baublocks in städtischen Besitz unter Zuhilfenahme eines geeigneten, durch die besonderen Verhältnisse gerechtfertigten Enteignungsverfahrens zum Ziele zu gelangen. Die auf Grund eines solchen Verfahrens von der Stadt erworbenen Baublöcke könnten dann nach Aufstellung eines einheitlichen Planes entweder von ihr selbst in eigener Regie bebaut, oder der Bau an irgendeinen leistungsfähigen Unternehmer vergeben werden. Es liegt da zweifellos eine Fülle von Möglichkeiten vor, die auch bisher schon in anderen Orten vereinzelt mit Erfolg benutzt wurden und nur weiter ausgebaut zu werden brauchen.

Je ausgedehnter nun die Zerstörungen in einer Ortschaft sind, je mehr Baublöcke und ganze Stadtteile zerstört wurden, um so mehr lassen sich die vorstehenden Ausführungen zur Anwendung bringen. Es müssen dann aber zu diesen die hygienische Gestaltung der einzelnen Baublöcke sichernden Maßnahmen mehr und mehr auch noch städtebauliche Maßnahmen weitgehenderer Art hinzukommen. Ich habe bereits darauf hin-

* Vergl. auch die Ausführungen im Heft 1, 1915 des Deutschen Bundes Heimatschutz. Unterdes ist ja das Hauptbauberatungsamt in Königsberg geschaffen worden. Anm. d. Schriftl.

gewiesen, daß die äußeren hygienischen Wohnungsqualitäten keineswegs nur von der Gestaltung der einzelnen Baublöcke und der Frage, wie es gelingt, im Inneren derselben geeignete Gärten, Spiel- und Erholungsflächen zu schaffen, abhängen, sondern daß dieselben weiterhin in höchstem Maße von der Lage des betreffenden Gebäudes im Gesamtstadtplan, seiner Lage in einem für seine besonderen Zwecke geeigneten Stadtviertel und seinen Beziehungen zu irgendwelchen öffentlichen Frei- und Erholungsflächen beeinflußt werden.

Bei ausgedehnteren Zerstörungen ganzer Ortsteile und Ortschaften muß beim Wiederaufbau derselben auf diese, auf wirtschaftliche und hygienische Gründe sich stützende Forderungen neuzeitlichen Städtebaues soviel als möglich Rücksicht genommen werden. Es muß also insbesondere eine Einteilung der Orte in einzelne Viertel, wobei namentlich Wohnviertel und Wohnstraßen abzusondern, geräuschvolle Gewerbebetriebe in besondere Ortsteile oder ganz hinaus zu verlegen sind, angestrebt oder doch für die zukünftige Entwicklung vorgesehen werden. Ganz besondere Beachtung verdienen aber die Erhaltung und der weitere Ausbau bereits vorhandener und bei entsprechendem Mangel die Neubeschaffung geeigneter Frei- oder Erholungsflächen, namentlich ausreichend großer Spiel- und Tummelplätze für die Jugend auch im Innern der Ortschaften. Wohl selten wird es in der Entwicklung von Ortschaften eine so günstige Gelegenheit geben, Fehler, die auf diesem Gebiet bis vor kurzem in den deutschen Städten fast allgemein gemacht wurden, wieder gut zu machen. Der Hinweis, daß die betreffenden Ortschaften vielfach noch sehr klein und derartige Anlagen deshalb zunächst noch überflüssig seien, ist nicht stichhaltig. Es ist sehr wohl möglich, daß nach dem Kriege nicht nur unserem ganzen Vaterlande, sondern insbesondere auch den zerstörten Ortschaften Ostpreußens eine Spanne außerordentlichen Aufschwunges und raschester Entwicklung bevorsteht, und man würde es nie verzeihen, wenn man sich bei der jetzt durch die Zerstörungen gegebenen selten günstigen Gelegenheit zur Sanierung und Besserung der Wohnverhältnisse in den betroffenen Ortschaften von Gesichtspunkten leiten ließe, welche nur den gegenwärtigen Verhältnissen, nicht aber auch der voraussichtlichen zukünftigen Entwicklung gebührend Rechnung trügen.

Daß alle die genannten und damit zusammenhängenden städtebaulichen Maßnahmen sehr häufig mit berechtigten oder unberechtigten, teilweise auch geradezu selbstsüchtigen Interessen einzelner Grundbesitzer in Widerstreit geraten, ist selbstverständlich. Schon deshalb ist es auch hier durch die besonderen Verhältnisse und zum Vorteil der Allgemeinheit geboten, je nachdem weitgehende Eingriffe in das private Verfügungsrecht der Grundbesitzer, natürlich unter ihrer völligen Schadloshaltung vorzunehmen. Auch auf diesem Gebiete wird es oft recht langwieriger und schwieriger Verhandlungen mit allerlei Behörden und sonstigen Stellen bedürfen, und damit dieses ganze, in gewöhnlichen Zeiten oft außerordentlich zeitraubende Verfahren nach Möglichkeit abgekürzt werde, ist es auch hier wieder wünschenswert, daß die genannte Zentralstelle mit möglichst weitgehenden Rechten und Vollmachten ausgestattet sei.

Aus all diesen Gründen erscheint es mir, wenigstens bei etwas ausgedehnteren Zerstörungen gar nicht möglich und auch nicht wünschenswert, alsbald mit dem Wiederaufbau zu beginnen. Ehe an diese Arbeit heran-

gegangen werden kann, ist noch eine solche Fülle von Arbeiten, namentlich organisatorischer und verwaltungstechnischer Art zu leisten, daß sie nicht im Handumdrehen erledigt werden kann. Viele Kräfte müssen da zusammenhelfen, sonst bleibt alles Flick- und Stückwerk. So ist unter allen Umständen anzustreben, daß man sich bei größeren Zerstörungen lieber mit den in vielen Fällen wohl schon ohnehin vorhandenen Notbauten noch etwas länger behilft und an den endgültigen Aufbau erst dann herantritt, wenn der ganze Wirrwar kommunalwirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Fragen bis in die kleinste Einzelheit unter besonderer Berücksichtigung der für die Hygiene und das Wohnungswesen sich ergebenden Forderungen geregelt ist. Die endgültige Lösung wird dann eine um so bessere sein, und nur auf diese Weise werden in den zerstörten Ortschaften und Gebäuden Wohnungen und Wohnverhältnisse geschaffen werden, die den hohen Anforderungen, welche wir zurzeit in unserem Vaterlande bei Neuanlagen zu stellen gewohnt sind, voll und ganz entsprechen. So wollen wir hoffen, daß die zerstörten Ortschaften nach ihrem Wiederaufbau in jeder Beziehung vorbildlich wirken und ein glänzendes Zeugnis von dem Kulturstande unseres Volkes auch auf diesem wichtigsten Gebiete sozialer Tätigkeit abgeben können.

Von Professor Dr. Gemünd, Aachen.

Das Hausgerät in Ostpreußen

Beim Wiederaufbau in Ostpreußen muß auch auf den Ausbau der Häuser und auf gutes Hausgerät sorgliche Mühe verwendet werden, sonst ist nur halbe Arbeit getan. Früher war in Stadt und Land, bei arm und reich eine gewisse Wohnkultur selbstverständlich, selbst wenn sich die Lebensbedürfnisse namentlich der einfachen Leute in manchen Gegenden auf das Geringste beschränkten.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders beeinflußt von den Folgen der sog. „Gründerzeit“ nach 1870, war das Gefühl für die engen, notwendigen Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen, seinem Hausgerät und seiner Wohnung ganz verkümmert. Unser Hausgerät war zum Stilmöbel geworden, das uns kalt und gefühllos umstand und die Wohnungen füllte, ohne ihnen Leben geben zu können; weil der jeweilige Stil dem Gerät nur aufgepaßt und nicht aus seiner Zweckbestimmung entwickelt wurde. Mehr und mehr griff auch die fabrikmäßige Massenherstellung der Möbel um sich, was dazu beitrug, daß die Güte des Handwerks immer stärker absank. Dabei verstieg man sich zu immer neuen sinnlosen Auswüchsen in der Sucht, den Abglanz alter Prunkstücke selbst mit den geringwertigsten Mitteln und in billigster Ausführung noch festzuhalten. Gewissenlose Geschäftsleute machten sich die Urteilslosigkeit der Käufer zunutze und warfen so aufgeputzte, aus schlechtestem Material und in unsachgemäßer Arbeit hergestellte Möbel massenhaft auf den Markt. Diese Ware wurde — und es geschieht leider noch heute — in Ausnutzung der sozialen Verhältnisse scheinbar billig durch Abzahlungsgeschäfte losgeschlagen, die sich in Wirklichkeit weit über den Wert hinaus bezahlen ließen.

In den letzten Jahren ist von deutschen Künstlern und tüchtigen Fach- und Geschäftsleuten in einmütiger, rastloser Arbeit an der Umgestaltung unseres Hausgerätes zu zweckmäßiger und guter Form Hervorragendes geleistet worden. Ein erfreuliches Streben nach gediegener Ausführung ist im Handwerk wie in der Maschinenarbeit neu geweckt. Durch Ausstellungen und in Schrift und Bild fing man an aufzuklären. Und doch ist von alledem nur wenig in die breiten Volksschichten gedrungen. Allzu häufig will man es den Mehrbesitzenden, selbst unter Hintansetzung der eigenen Behaglichkeit und gesunder Lebensführung gleichtun. Gerade diese Schwäche, die einem irregeleiteten Trieb nach vorwärts entspringt, verdirbt das Gefühl für Wert, Zweckmäßigkeit und Formenschönheit von gutem Hausgerät und öffnet dem Plunder und dem falschen Prunk Tür und Tor.

In nächster Zeit kommen noch andere Gefahren hinzu. Viele von denen, die in ihrem Leben nicht oder nicht weit über die engeren Grenzen ihrer Heimat hinausgekommen waren, lernen jetzt in ihren Zufluchtsstätten oder in den Kampfgebieten andersartige und zum Teil reichere Lebenshaltungen kennen. Gerade sie werden versucht sein, etwas davon auf ihre eigenen, häuslichen Verhältnisse zu übertragen. Überdies wird man von der aus Kriegsnot sich langsam in schwerer Arbeit aufrichtenden Bevölkerung allgemein nicht erwarten können, daß sie aus sich selbst heraus die Errungenschaften der letzten Jahre sich ohne weiteres richtig zunutze macht.

Ehe nun in solchen Gebieten die ältesten Ladenhüter der anderwärts nicht mehr abzusetzenden Hausgreuel untergebracht werden, ehe neue Sünden dazukommen, müssen vor allem Großbetriebe gutes und preiswertes Hausgerät herstellen. Zur Sicherung des Absatzgebietes und zur Durchdringung auch der entlegensten ländlichen Kreise sollten Vertriebsstellen errichtet und unter staatlicher Beihilfe und Aufsicht instand gesetzt werden, zu billigen Preisen und möglichst mit Berücksichtigung der Abzahlungsweise unmittelbar an den Verbraucher zu liefern.

Damit darf man sich jedoch nicht begnügen. Wenn bürgerliches Hausgerät, durch künstlerische Hilfe und aus eigener Kraft gutberatener und -geleiteter Betriebe geschaffen, aber doch vom Abnehmer halb oder ganz unverstanden und nur der Mode halber oder aus anderen einseitigen Gründen hier und da gekauft wird, dann ist nicht viel gewonnen. Der Geschmack muß letzten Endes so gebildet werden, daß der Sinn für gute Formen und für gediegene Arbeit Allgemeingut wird.

Ostpreußen hat eine eigentliche Volkskunst und eine auch zu den breiteren Schichten dringende Kultur nur in bescheidenem Maße besessen. Gerade deshalb muß jetzt Einfachheit, Klarheit und reine Zweckmäßigkeit gefordert werden. Alles übrige, bestimmte Schmuckformen und Eigenarten, muß man der Zukunft überlassen. Gerade die Jüngeren werden, in solch strengerer Umgebung aufwachsend, Anregung und Freude zum späteren Weiterschaffen finden. Nur muß der Sinn erst auf den rechten Weg geleitet werden. Charakter und Formensprache werden sich dann schon im Laufe der Zeit entwickeln.

Der Staat gibt Mittel auch für die Beschaffung neuen Hausgerätes. Daher kann er sich das Recht der Einspruchnahme wenigstens gegen die Einfuhr und den Kauf schlechter und unpreiswerter Ware vorbehalten. Wanderausstellungen, volkstümliche Lichtbildervorträge und Flugschriften mit Abbildungen, unter Gegenüberstellung von guten und minderwertigen

Möbeln und Geräten, mit Anführung nüchterner klarer Zahlenbeispiele, müssen den Aufklärungsdienst erleichtern. Bedauerlicherweise hat der Krieg die Herausgabe eines deutschen Warenbuches der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft aufgehalten. In ihm werden nicht theoretische Vorschläge gemacht, sondern man hat im Einvernehmen mit Handelskreisen und Fabrikanten vorhandene gediegene Waren vereinigt und anempfohlen.

Zu wünschen ist aber, daß die Förderung des ostpreußischen Handwerkes auch bei der Verfertigung des Hausgerätes noch weiter geht. Denn auch neben gut geleiteten Werkstättenbetrieben kann der Handwerkerstand durch staatliche Vermittlung beim Einkauf guten, preiswerten Rohmaterials bei Ausschaltung ungesunder Spekulation und durch Erleichterungen bei der Ansiedlung eines tüchtigen, sachkundigen Facharbeiterstammes, gegebenenfalls auch durch Prämienzahlungen gehoben und angeregt werden. Ferner sollten besondere Beratungsstellen unter Angliederung an die beim Wiederaufbau sowieso geplanten Aufsichts- und Arbeitsstellen eingerichtet werden. Auch die Handwerkerschulen lassen sich weiter ausbauen und vermehren.

Gewiß ist das alles nicht leicht durchzuführen. Aber doppelt wird es die große Mühe lohnen, weil auch das Handwerk in Ostpreußen sehr darniederliegt. Der Tischlermeister, soweit es sich nicht um Bautischlereien handelt, ist in der Regel mehr Händler geworden. Er lagert und verkauft, wie fast überall, nur noch Fabrikware und führt selbst meist nur kleinere Arbeiten selbständig aus. Dazu hat ihn der Geschmack der Käufer gezwungen, der allerdings bei dem mangelnden Handwerkerstolz auch keinen Widerstand mehr fand.

Die ersten Maßnahmen zum Wiederaufbau in Ostpreußen sind so erfreulicher und bedeutsamer Art, daß die Grundrißlösungen der neu zu gestaltenden Häuser gewiß allen gesunden Wohnbedürfnissen entgegenkommen werden. Aber auch bei den Reihenhäusern in Kleinstädten und in ländlichen Wohnungen, die nur ausgeraubt wurden, sind trotz der manchmal recht bescheidenen Räume noch befriedigende Lösungen der Wohnfrage möglich.

Bei der Einrichtung der Wohnungen muß man vor allem die Abmessungen der Räume, die Größe und die Anordnung von Tür- und Fensteröffnungen verstehen und ausnützen. Jedes gute Haus hat in dieser Hinsicht schon bestimmte Voraussetzungen, deren Erkennen ganz wesentlich das Einrichten erleichtert. Das Aufstellen der einzelnen Möbel in Gruppen und bestimmten, praktisch gegebenen Beziehungen, das Ausgleichen durch Bildschmuck oder dergleichen ist dabei eine Kunst, die jede Hausfrau mit etwas Überlegung und Liebe zu ihrem Hausstand fast ohne weiteres erfassen kann.

Für die täglichen Bedürfnisse des Haushalts muß stets das geeignete Hausgerät, wenn auch in einfachster Form, so doch in richtigen Abmessungen vorhanden sein. Selbst wenn ein einzelnes Stück gut aussieht, aber in seinen Maßen zu klein und deshalb unbequem oder im anderen Fall so groß ist, daß es unnötig viel Platz verstellt, ist sein Zweck verfehlt. Namentlich der Hausstand des Kleinbürgers und der kleinen Landbewohner muß jegliche Platzvergeudung vermeiden. Darum in erster Linie Gebrauchsgegenstände und keine Ausstattungsstücke besorgen. Das Einbauen von Wandschränken u. dgl. kann sogar die Beschaffung einzelner üblicher Möbel erübrigen. Für jeden Gegenstand muß auch der passende und ausreichende

Raum vorhanden sein. Wird durch weise Beschränkung auf das Notwendige und zweckmäßige Aufstellung der verfügbare Raum richtig wahrgenommen, dann kann auch in der engbegrenzten Kleinwohnung ein behagliches Wohnen erreicht werden. Indessen bleibt gutes Hausgerät stets allererste Bedingung. Möbel mit verschnörkeltem Beiwerk, mit Säulen und aufgesetzten Verzierungen, mit unbenutzbaren Um- und Aufbauten, nur an Festtagen paradierenden „Plüschgarnituren" und ähnliches gehören nicht dazu. Auch durch Anhäufung von Nippessachen, durch Öldrucke in vergoldeten Rahmen usw. wird nichts gebessert.

Wir kommen immer mehr zum Vereinheitlichen auch der Wohnungsgegenstände und streben gute Typenmöbel an. Wir brauchen nicht viele Formen, wenn die gewählten Formen einwandfrei sind. Schlichtheit und Zweckmäßigkeit bleiben stets die ersten Voraussetzungen, und nicht nur für das Hausgerät des kleinen Mannes. Eintönigkeit braucht man beim Typisieren nicht zu befürchten, allein schon aus dem Grunde, weil es die Abwandlungen für die Bedürfnisse der Einzelnen und bescheidene Schmuckgedanken gar nicht abwehren will. Bei Behandlung in Farben unter Anwendung der mancherlei Streichtechniken, bei der Wahl des Holzes mit Berücksichtigung ausgewählter oder verschieden zusammengestellter Maserungen bis zur Verwendung einfacher Einlegearbeiten hat man noch genügend Freiheiten für seinen eigenen Geschmack. Dabei wird sparsamer Schmuck am rechten Platz erst dauernde Freude bereiten.

Das Typenmöbel wird überdies dem Raum immer eine gediegene Grundlage für persönliche Ausgestaltung geben. Die Freude am Ausschmücken und Gemütlichmachen läßt sich dann leichter und mit geringerem Aufwand wirkungsvoller betätigen, als das beim sog. Stilmöbel möglich ist. In der Wahl der Wandbekleidungen, der Fenstervorhänge und Teppiche, der Beleuchtungskörper und all der Dinge, die einen Haushalt vervollständigen und schmücken, kann jeder seinem Heim den persönlichen Stempel aufdrücken.

Auf solche Weise lassen sich, mit nur etwas gutem Willen, unendlich viele Schäden in unserer Wohnweise beseitigen. „Gute Stuben", die kaum benützt werden, eng verstellte und dunkel verhängte Schlafräume, bunt aufgeputzte, aber unzweckmäßige und unsaubere Küchen, Räume, zu denen nie ein persönliches Verhältnis geschaffen wurde, sind die Feinde der Wohnkultur.

Ostpreußen könnte jetzt so gut in diesen Bestrebungen Schrittmacher werden. Nur wenige gemeinnützige Verbände, Kleinsiedlungen von Städten und großen Werken sind ihm da vorausgegangen. Möge es jetzt, zur rechten Zeit, diese deutsche Kulturangelegenheit ein gutes Stück fördern helfen.

Von Architekt Erhard Altmann, Berlin-Steglitz

Was für Hausgerät wünschen wir für das neue Ostpreußen?

Bürgerliches und bäuerliches Hausgerät aus Großväter- und Urgroßväterzeit ist zur „Rarität" geworden. Nur in ganz wenig Häusern findet man noch mehr als ein paar zufällig übrig gebliebene Stücke. Will man ein volles Bild davon haben, wie es einst in deutschen Bürger- und Bauernhäusern aussah, so muß man schon in ein Heimatmuseum gehen. Wer sich einmal die Mühe genommen hat, das alte Hausgerät darin gründlich zu betrachten, der wird mit dem Bedauern herauskommen, daß das alles „verschollenen Zeiten" angehört. Welche manchmal geradezu raffinierte Zweckmäßigkeit oft auch in kleinsten Dingen! Man merkt, hier hat einer mit liebevoller Überlegung gesucht, das Ding so bequem und dauerhaft wie möglich zum Gebrauch zu gestalten. Und überall, welch ein sicheres Formgefühl! Daß ein solcher Schatz von Können und Geschmack verloren gehen konnte!

Verloren haben wir ihn mit dem Aufkommen der Maschine. Die stellte „Fabrikware" her, welche durch ihre Billigkeit und Massenhaftigkeit die gediegene alte Handarbeit vom Markt wegdrückte. Die Billigkeit tat es dem Bauern und Kleinbürger an, er griff zur schlechteren Ware. Trotzdem hätte der Schund wohl nicht so gründlich die Herrschaft auf dem Markt erlangen können, wenn nicht ungefähr zu gleicher Zeit aus sozialen Gründen das Gefühl für Wertarbeit in der Masse der Menschen verloren gegangen wäre. Mit dem Maschinenzeitalter kam nämlich die Zeit, da die Ausnutzung aller Kräfte dem einzelnen nicht Muße ließ, sich genauer um die Kleinigkeiten der alltäglichen Umgebung zu bekümmern. Es kam dazu eine so große Mannigfaltigkeit von neu angebotenen Dingen und Stoffen ins tägliche Leben, daß der Überblick für den einzelnen unmöglich wurde. Man konnte nicht mehr zwischen den unendlich vielen Gewebearten, Farben usw. durchfinden. Man überließ die Sorge dafür dem Zwischenhändler. Und da man zugleich immerfort dem billigsten Händler nachlief, so waren auch die Kaufleute und Handwerker gezwungen, weniger auf die Güte als auf den niedrigen Preis der Ware zu achten. Der Handwerker mußte, um mit der Maschine einigermaßen im Wettbewerb bestehen zu können, seine Arbeit nach schlechteren Grundsätzen einrichten. Welche Menge von überlieferten Kenntnissen und Handgriffen ging seit den siebziger Jahren etwa in der Möbeltischlerei verloren! Sie waren nur hinderlich im Kampfe ums Dasein geworden, der nicht mehr ein Wettbewerb der Gediegenheit, sondern nur der Billigkeit war. Man spreche einmal mit einem richtigen alten Tischlermeister aus der Großväterzeit über den Unterschied alter und neuer Tischlerarbeit. „Ja, wer achtet denn heutzutage d a r a u f. Das war früher alles ganz anders!"

Es handelt sich um vergangene K u l t u r werte. Sollen wir uns bei dem Gedanken beruhigen, daß nun einmal das Qualitätsgefühl für gediegene Ware in weiten Kreisen, ja im größten Teil des deutschen Volkes zerrüttet ist? Das Gefühl, Schund und gute Ware unterscheiden zu können, das Bestreben, sich mit echten und gediegenen Waren zu umgeben, ist ein s i t t l i c h e s Gut. Wer haltbare, zweckmäßige und schöne Sachen zu seinem täglichen Gebrauch liebt, wird im allgmeinen ein sauberer, ordnungsliebender, achtsamer Mensch sein, einer, der sorgsam und über-

legend mit den Dingen umgeht. Und wer Freude an schönen Dingen hat, hat auch Liebe für sie. Bei der Frage nach gutem Hausgerät handelt es sich also nicht bloß um die Beschaffung der Möbel, des Küchengeschirrs usw., sondern letzten Endes um die Seelen der Menschen. Darum ist die Frage: wie gelangen wir wieder zu einer modernen Wertarbeit? so sehr wichtig.

Es wird keinem einfallen, das alte Handwerk und seine Arbeit so wieder herstellen zu wollen, wie es einst war. Die Maschine läßt sich nicht mehr aus unserer Produktion entfernen. Das wäre eine unerträgliche Verarmung unserer Produktion. Die Maschine kann ja auch Wertarbeit im besten Sinne leisten. Die Frage nach moderner Wertarbeit ist im Grundsätzlichen heut durchaus geklärt. Man weiß, was man von der Maschine und was man vom Handwerk erwarten kann und darf. Mancherlei vortreffliche Lösungen liegen vor. Es handelt sich nur darum, die Wertarbeit, sei es nun der Maschine oder der Hand, auch wieder im Volk heimisch zu machen. Die Frage, die jetzt zu lösen ist, lautet: Wie erziehen wir das Volk zur Wertarbeit und durch diese zu selbständigem Qualitätsgefühl?

Eine große Gelegenheit scheint uns jetzt gekommen, die mancherlei Vorarbeiten, die durch die Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft, den Werkbund, die Vertriebstelle für gemeinnützige Qualitätsarbeit in Hellerau geschaffen worden sind, fruchtbar für eine größere Allgemeinheit zu machen: der Wiederaufbau in Ostpreußen. Da gilt es, auch das vernichtete Hausgerät zu erneuern. Das gibt eine Gelegenheit, einmal unter Ausschaltung alles Schundes gediegene Arbeit durchzusetzen. Gute Ware braucht nicht durchaus teurer zu sein als Schund. Wo sie teurer ist, wiegt sie den Preis mehrfach durch ihre Dauerhaftigkeit auf. Den Ostpreußen wird mit wenigen, aber zweckmäßigen, gediegenen und schönen Sachen viel besser gedient sein als mit einem Haufen Schund. Um ihnen zu gutem Hausrat zu verhelfen, bedarf es aber einer einheitlichen Organisation, die die Kraft hat, das Eindringen des Schundes zu verhindern, indem sie die Bestellungen nach einheitlichen Grundsätzen vergibt, bedarf es auch vor allem einer Schulung des ostpreußischen Handwerks durch Vorträge wie durch Vorlagen für die kommenden Aufgaben. Hier kann durch ein gemeinsames Zusammenwirken, in dem sachkundige Männer einen hinreichenden Einfluß erhalten, vieles Gute für die Zukunft angelegt werden. Wir betonen, es handelt sich auch hier um Dinge, die auf den geistig-sittlichen Stand der Bevölkerung zurückwirken. Also um Dinge, die für das zukünftige Wohl des Volkes und Staates eine erzieherische Wichtigkeit haben. Möchte bei der ersten Gelegenheit, die den Behörden zu einer so großen Aufgabe geboten ist, der alte Geist des deutschen Handwerks seine Auferstehung in einem neuen, zeitgemäßen Gewande erleben!

Der Dürerbund

i. A.: Dr. W. Stapel.

Wohnhausbau in Einheitsformen

Ein Beitrag zur Frage des Wiederaufbaus

Der große Krieg hat das geistige Leben Deutschlands tief durchgepflügt. Viele glauben, nun würde auch große Kunst gewonnen werden.

Hüten wir uns vor Schwärmerei. Erwarten wir lieber kein Aufblitzen neuer Offenbarung, nie gesehener Begabung, keine Zeichen und Wunder. Man darf aber ein schönes reiches Aufblühen und Fruchtbringen aller vorhandenen Keime des Guten und Gesunden erhoffen, wenn ihnen durch die große Macht von Krieg und Sieg und Frieden verbreitertes Arbeitsfeld, verstärkter Ansporn gegeben wird. Wenn für die deutsche Baukunst solch glückliche Zeit kommt, dann wird sie unter denselben Kennzeichen stehen wie andere Wohltaten des Jahres 1914: unter den Zeichen der Einigung, der Einheitlichkeit.

Das ist in gewissem Sinne etwas Selbstverständliches. Bedeutsam in der Kunstgeschichte wird immer nur solche Zeitspanne, die alle Leistungen der Einzelpersönlichkeiten durch starke Übereinstimmung zum festen Block einer ganzen nationalen Kunst zusammenschließt. So gesehen ist Einheitlichkeit kein Ziel, sondern die ungewollte Eigenschaft günstiger Entwicklung. Die nächste Zukunft stellt uns vor die Aufgabe, in dem ermüdeten, verletzten und doch siegreichen Vaterland und in seinen Kolonien zerstörte Wohnstätten wieder herzustellen und neue ausgebreitetere zu begründen. Sie fordert Vereinheitlichung in gröberem Sinne: Vereinfachung unserer Arbeitsweise und Vereinheitlichung der Formen. Mit dem wirtschaftlichen, dem sozialen Ziel wird uns das künstlerische mitgesteckt.

Deutschlands Bevölkerung 1814: etwa 24 Millionen,
Deutschlands Bevölkerung 1914: etwa 68 Millionen,

zwei Zahlen, die recht sinnfällig eine Bewegung vorstellen. Man denke sich die Reichsgrenzen mit den 24 Millionen unserer Urgroßeltern, die da am Wanderstock oder in Postkutschen beschwerlich hin und her reisen; dann aber durch hundert Jahre hin das gewaltige Anschwellen zu der fast dreifachen Zahl der Menschen, die nun die kaum wesentlich geweiteten Grenzen nicht nur gedrängt erfüllen, nein, sich in neuer Strömung bewegen mit all den ungeheuerlichen Mitteln des Dampfes, der Elektrizität, der Benzinmotore. Diese neubewegte Riesenmenge und eine größere der Zukunft will auf dem alten Felde wohnen und wachsen, und sie soll gut wohnen, ja, besser als jetzt. Unser Wohnungsbau muß mit der äußersten Anspannung von Willenskraft verbessert werden.

Wohl besteht eine tiefbegründete Mannigfaltigkeit in den Formen der Familienwohnungen. Verschieden sind die Kinderzahl, Höhe des Einkommens, Bewertung des wohnlichen Behagens — verschieden die grundlegenden Lebensformen in den mannigfaltigen Landstrichen. Aber nur eine verschwindende Minderzahl aller deutschen Familien schafft sich die wirklich „eigene" Wohnstätte.

Unter 100 Münchener Wohnungen waren im Jahre 1907 nicht weniger als 60 — unter 100 Berliner Wohnungen 1905 nicht weniger als 70 Kleinwohnungen. Wenn schon der Spielraum für Formenmannigfaltigkeit bei Wohnungen bis zu 3 Räumen viel enger umgrenzt ist als bei größeren, wie sehr schrumpft die Möglichkeit verschiedenartiger Gestaltung dadurch zusammen, daß fast die Gesamtheit all dieser Kleinwohnungen gemietete Wohnungen sind. Wo die Insassen wechseln, kann die Wohnung auf



Abb. 53. Ältere Bürgerhäuser am Markt in Wehlau.
Der Platz erscheint einheitlich trotz der verhältnismäßig kleinen, gefälligen Abweichungen in der Durchbildung der einzelnen Giebelhäuser. Nach einer Postkarte von O. Ziegler, Königsberg.



Abb. 54. Marktstraße in Tapiau.
Auch bei der offenen Bauweise bleibt die Einheitlichkeit infolge der verwandten Bauformen an den einzelnen Häusern bestehen. Nach einer Postkarte von O. Ziegler, Königsberg.

kein eigenartiges, „absonderliches“ Bedürfnis berechnet sein, sondern unpersönliche, allgemein gültigste Form wird ihre unentbehrlichste Eigenschaft.

Damit wird aber ein Kernpunkt unter allen Fragen des Wohnungsbaues berührt: es sollte in der Art, Bauaufgaben zu behandeln, scharf unterschieden werden zwischen den eigenen, den „Dauerwohnungen“, und den gemieteten, „Wechselwohnungen“. Für die Dauerwohnung, das eigene Haus auf eigenem Boden, ist eigenartige persönliche Form, von Fall zu Fall besonders aufgesucht, das Rechte. Die Wechselwohnung jedoch verlangt nach bewußter Anwendung von Einheitsformen.

Man durchschaue doch, wie sich hinter der Maske scheinbarer Mannigfaltigkeit unserer Miethäuser in Wahrheit längst schon die rücksichtsloseste Gleichförmigkeit versteckt. Man spricht von der Berliner, der Dresdner Zweizimmer-, Dreizimmerwohnung und so mehr. Das sind Schemata, gebildet aus örtlichen Gewohnheiten, aus Geschäftsgebrauch und aus notgedrungener Innehaltung der Baupolizei-Bestimmungen. Sie werden dutzendfach und hundertfach wiederholt.

Die Grundrisse unserer Miethäuser haben sich zur dumpfen, unklaren, noch nicht zugestandenen Einheitlichkeit herausgebildet. Lediglich die „individuelle Fassade“ will uns weismachen, gerade der oder jener Neubau sei eine besondere Erfindung, eine selbständige Lösung.

Das ist die Aufgabe des neuen Wohnungsbaues: an die Stelle des verschleierten, verlogenen Schemas muß die geklärte, ehrlich betonte Einheitsform gesetzt werden.

Im Metallgeldverkehr benützt Deutschland nur 12 verschiedene Münzwerte. Man nimmt es als selbstverständlich hin, daß ein Groschen immer aus der gleichen Prägeform entsteht, wie der nächste — mit dem Erfolge ungeheuerer Zeit- und Kräfteersparnis. Warum sollten wir nicht in freierer Art für die Riesenmengen unserer Kleinwohnungen Einheitsformen verwenden?

Das Warenhaus mit seinem Schund hat leider den Satz „im Dutzend billiger“ zum verächtlichen Schlagwort erniedrigt; im Grunde ist und bleibt er ein berechtigter Grundsatz jeden Handelns und jeder Herstellung. Wer 12 Stück einer Ware auf einmal verkauft statt auf 12mal, dem bleiben 11 kleine Mühen des Einpackens, Abrechnens und so mehr erspart. Das gilt auch auf dem Baumarkt: wenn von einer bestimmten Art Zimmertüren oder Fenster oder Waschkessel oder Türbeschlag nicht nur an einem, sondern an zwölf Gebäuden gleichzeitig Gebrauch gemacht wird, verbilligt sich der Herstellungspreis. Wenn man eine große Zahl von Häusern in einer Baufrist mit Wasser, Gas, Elektrizität und der zugehörigen Straßenpflasterung versorgt, ist das bedeutend billiger, als wenn die Anschlüsse für die Häuser in abgerissenen Arbeitsvorgängen unter wiederholtem Aufreißen und Wiederverlegen des Pflasters einzeln hergestellt werden.

Aus solchen Beispielen erhellt, wie drei Umstände den Preis der Bauarbeiten verbilligen, und zwar, wohlgemerkt, ohne an sich die Beschaffenheit der Arbeit zu beeinflussen: Große Stückzahl, gleichzeitige Herstellung, einheitliche Leitung.

Auch der Geschäftsbetrieb wird verbilligt. Bei der Abrechnung schrumpfen die Zahlenreihen zusammen. Es vereinfachen sich Kostenüberschlag, Vertragsabschluß und Aufgabe von Bestellungen.

Verbilligung und Beschleunigung:
das ist der wirtschaftliche Nutzen der Einheitsformen.

Von dieser Seite gesehen ist denn auch das Verfahren baulicher Einheitsformen gewitzigten Fachleuten längst bekannt. Man braucht nur an Genossenschaftsbauten und große Baugesellschaften zu denken. Aber im allgemeinen hat doch der deutsche Wohnungsbau das Beispiel und die Lehre vom Vorteil des *Großbetriebes*, die Industrie und Handel geben, noch zu wenig beachtet. Und hier soll auch kein Mißverständnis eintreten: wenn der deutsche Baumarkt durch Einführung von „Typen" Kleinwohnungen mit „amerikanischer" Großzügigkeit eines modernen Fabrikationsbetriebes erstellen soll, so darf die Absicht dabei nicht eine kalt geschäftliche bleiben. Die Hälfte der Ersparnisse an Baukosten muß für bisher lang entbehrte Wohnungs*verbesserung* wieder verbraucht werden.

Einheitsformen anwenden heißt, aus der Reihe zahlloser Möglichkeiten wenige heraussuchen, die anderen verwerfen. Darin besteht bei jeder Bauaufgabe die Arbeit des Architekten — hier aber wird die Entscheidung nicht für einen Bau, sondern für viele zugleich gültig; die Verantwortung wächst. Wenn nun der Entwerfende dieselbe Summe geistiger Arbeit, die er sonst an zwölf verschiedene Entwürfe austeilt, in einem einzigen Plan ihren Niederschlag finden läßt, so muß doch dieser Plan so gut werden, wie sonst die zwölf zusammengenommen. Und gerade das brauchen wir! *Für den Wohnungsbau ist es wichtiger, verhältnismäßig wenige, aber reife Lösungen zu vervielfachen, als durch eine Unmenge mittelmäßiger Lösungen mit bestechender Mannigfaltigkeit zu glänzen.*

Wo die Frage der Einheitsform erörtert wird, muß betont werden, wie nicht Verbilligung und Beschleunigung allein, sondern auch Veredelung der Bauarbeit das Ziel sein soll; daß also die Vereinfachung des Geschäftsbetriebes sich auf alles erstrecken soll, nur nicht auf Verringerung des Aufwandes an architektonischer Geistesarbeit: Nur der beste Plan ist eben gut genug, um als „Einheitsform" eine vielfach wiederholte Verwirklichung zu erleben.

Man wird nun fragen, ob Einheitsformen für das *äußere Bild* unserer Siedlungen ebenso *erwünscht*, wie sie für die Baukosten *nützlich* sind?

Was ist das, was uns im Gesamteindruck neuerer Straßenzüge und ganzer Stadtbilder am meisten stört? Welches Grundgesetz aller bildenden Kunst ist im Äußeren unserer Großstädte am gröbsten verletzt? — Die Plan- und Ziel- und Maßlosigkeit, die bodenlose formale Unordnung, mit der die Häuser einzeln, widerspruchsvoll, verworren nebeneinander stehen — die quälen unsere Augen, versetzen uns in Unruhe, heben uns aus dem inneren Gleichgewichte. — Sie widersprechen dem Grundgesetz, daß ein Kunstwerk nur entsteht, wo die Teile sich zu Gliedern eines wohlgeordneten Ganzen verbinden, wo Beherrschendes und Beherrschtes klar geschieden sind. Und diesen Hauptmangel des modernen Siedelungsbildes sollen und können die Einheitsformen ausschließen.

Wäre das nicht durch Überlegung nachzuweisen, die Anschauung würde es lehren. Wir schauen bewundernd auf die Schönheit unserer alten Städte und Dörfer, geben ihnen großes Lob und sagen, sie haben Stil.

Was ist Stil? Die Summe der übereinstimmend gebrauchten, der vielfach wiederkehrenden Formen. Man spricht vom Formenreichtum alter Baustile; mit Recht, wenn man an die unerschöpfliche Erfindungsgabe für einzelne Schmuckformen denkt; zu Unrecht, sobald man durch den Schleier der Schmuckformen hindurch auf die Grundformen, auf das Skelett der alten Bauwerke sieht — denn dafür könnte man ihnen eher Formenarmut nachsagen. Aber nicht als Tadel, sondern als Lob. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Was wir „Überlieferung" der alten Bauweise nennen, bedeutet den Ausschluß schlechter Konstruktionen und ungelöster Formen aus dem Handwerksgebrauch. Der Stil jeder großen Bauzeit und jeden Landstrichs in Deutschland kann dargestellt werden an verhältnismäßig wenigen Grundformen, an „Einheitsformen".

„Gemeinsamkeit der handwerklichen Arbeitsweise bildete Deutschlands landes- und volkstümliche Bauweisen aus und führte, Landstrich von Landstrich trennend, innerhalb des Landstriches (durch Einigung auf ganz bestimmte Bauformen) zu einheitlichen Straßen- und Platzgestaltungen. Diese Einheitlichkeit war unwillkürlich und ohne Zwang. Es herrschte nicht die bestimmte Einheit, sondern nur eine, als ob sie selbstverständlich wäre, stillschweigend innegehaltene G r e n z e der Maße."

Das war die Entwicklung des Stils in einfachen Zeiten; langsam, unbewußt, in gewissem Sinne planlos. Man spricht von diesen Gestaltungen gern als von den „gewachsenen".

Demgegenüber stellen sich die rasch und massenhaft ausgeführten Bauleistungen als „planmäßige". Jedem Kenner fallen zuerst Karlsruhe und Potsdam ein; es können aber auch Erlangen, Freudenstadt, Bruchsal, Karlshafen an der Weser, Arolsen, Kassel-Neustadt und noch manche verwandte genannt werden, meist Fürstenstädte.*

„In den volkstümlichen Bauweisen ist die Übereinstimmung so locker, daß die Temperamente einzelner Persönlichkeiten sich vielseitig äußern können, ohne die Grenzen des Bauwesens der Gattung zu überschreiten.

Anders die bewußte Einheitlichkeit der von einem Machtwillen auf einmal begründeten und von einem Baumeister aus einfacher Empfindung heraus geformten Stadtteile. Sie bildet strenge und endgültige Formgefüge, die keine Durchbrechung ihrer Geschlossenheit vertragen.

Hier sind nicht Grenzen nur annähernd innegehalten, hier sind alle Teile als genau bemessene Mitwirkende in eine architektonische, eine raumgestaltende Rechnung eingesetzt.**

Die unbewußte Einheitlichkeit der gewachsenen Städte verhält sich zur bewußten der planmäßigen Siedelungen wie die Harmonie eines Volksliedes zur Harmonie des von bestimmten Künstlern geschaffenen Liedes. Schön sind beide. Dafür führen die Bilder, die diesen Zeilen beigegeben sind, sicheren Beweis.

---

* Ganz besondere Bedeutung hat die Fuggerei in Augsburg, denn gleich den Soldatenhäuschen in Ulm zeigt sie die alte Lösung einer modernen Aufgabe: der Arbeitersiedelung.

** Angeführt aus dem Text des Verfassers zur Bildergruppe „Maßstab im Stadtbild" im Wandermuseum für Städtebau.

In Worten sei soviel gesagt:

Alles Gebaute steht im Raum; will es wirksam sein, so muß es den Raum in seiner Tiefe, Breite, Höhe deutlicher machen, als er ohne Gebautes war. Die räumliche Vorstellung entnehmen wir aber stets einem Flächenbild. In ihm ist die Ausdehnung der Tiefe nur perspektivisch enthalten, gleichsam aufgesaugt. Folglich sind im Straßenbild alle Linien so wesentlich, welche in die Tiefe führen. Das sind: die Kanten der Bürgersteige und Fahrdämme, die Fuß- und Sockellinien, die Gurtgesimse, Hauptgesimse, Dachtraufen und Firste der Häuser.

Wo Häuser ohne Übereinstimmung gebaut sind, da liegen diese Hauslinien in verschiedenen Höhen, der Blick, der ihnen folgt, um vom Vordergrund bis an das Ende des Straßenbildes zu gelangen und so die Tiefe abzutasten, muß über Stufen klettern. Wo Häuser in Einheitsformen gebaut sind, da fließen Gesims- und Firstlinien zusammen in wenigen Linien, die den Blick stetig in die Tiefe leiten. Ruhe und Klarheit der Raumvorstellung folgen daraus.

Wäre aber das Raumbild ein endlos in die Tiefe zielendes, so ermüdete es (überlange, gerade, offene Straßen). Die Stadtbaukunst muß die in die Tiefe laufenden Linien maßvoll unterbrechen. Massenbauten sollen beherrscht sein von Einzelbauten. Der Einzelbau kann aus der Masse hervortreten durch größere Höhe oder durch stärkeres Relief. In einem uneinheitlich geformten Stadtbild, wo die Höhe und das Relief der Massenbauten unbestimmt und chaotisch wechseln, ist es außerordentlich schwer, einem Einzelbau Nachdruck zu geben. In dem aus Einheitsformen zusammengesetzten Stadtbild gibt die gleichmäßige Höhe und das gleichmäßige Relief der Massenbauten jedem Einzelbau die beste Wirkungsmöglichkeit.

Dieser Umstand muß ganz besonders betont werden. Gegner wenden ein, einheitliche Stadtbilder würden ermüdend unterschiedslos wirken. In Wahrheit läßt sich kein Stadtbild mit so einfachen Mitteln so nachdrücklich gliedern, unterbrechen, beleben, steigern, wie ein aus Einheitsformen in strenger Ordnung zusammengefügtes. Man vergleiche dazu das Bild von Karlshafen (Abbildung 71).

Nach Einheitsformen verlangt, es sei wiederholt, vor allem der Kleinwohnungsbau, der für das über Nacht zum Industriestaat gewordene Deutschland eine drängende Sache ist. Hier sind auch schon die ersten Anfänge gemacht. Von drei Stellen her wurde zu planmäßiger Erstellung vieler Wohnungen auf einmal und in einer Art geschritten. Von großen F a b r i k b e s i t z e r n, die ihren Arbeiterscharen ganze Siedelungen schaffen konnten und wollten — zu nennen sind die Kolonien bei Hagen in Westfalen, Gmindersdorf bei Reutlingen, die Kruppschen Siedelungen, und zwar nicht nur die interessante, wenn auch leider aufwändig dekorative Margaretenhöhe. Wie kluge Industriekönige ihren Arbeitern, so schuf die Stadt Ulm ihren Kleinbürgern Wohnstätten, und zurzeit entsteht auf Reichsgelände für Arbeiter der Militär-Werkstätten in Spandau die Siedelung Staaken nach einheitlichen Plänen. (Bei ihnen allen muß natürlich die Entstehungszeit zur gerechten Beurteilung berücksichtigt werden.)

Neben den Fabrikbesitzern schaffen Beamten- und Mietervereine als B a u g e n o s s e n s c h a f t e n zusammenhängende Wohnungsreihen. (Baugruppen in Berliner Vororten, Anlagen des Münchener Vereins für

Kleinwohnungswesen.) Zum dritten arbeitet die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft auf planmäßige Siedelungen, es seien selbständige Orte oder Stadterweiterungen, hin. Man findet in einzelnen ihrer Anlagen den Gedanken der Einheitsformen, wenigstens in einzelnen Abschnitten, verwirklicht (Hellerau, Falkenberg, Stockfeld bei Straßburg). Jedenfalls ist heute schon die kennzeichnende Eigenschaft jeden Gartenstadt-Bauplanes die Beschränkung auf wenige, aber um so sorgfältiger erarbeitete „Haustypen" in den Grundrissen; und es ist nur der nächste Schritt in einer ganz natürlichen Entwicklung, daß ohne Scheu diese strenge Einheit der Grundrisse sich auch mit rücksichtsloser Wahrheit im Aufriß ausprägt.

Arbeitersiedlung und echte Gartenstadt haben eben schon, was für die Großstadt noch erarbeitet werden muß: planmäßige Lenkung des Wohnungsbaus auf wirtschaftliche Herstellung und auf zusammenhängende Formgebung hin. Diese Lenkung ist in großen Stadtgebilden nicht leicht durchzusetzen, doch vielfach schon angebahnt. Stadterweiterungsämter versuchen, die private Bautätigkeit den gemeinnützigen Absichten des Bebauungsplanes dienstbar zu machen, so daß langsam ein einheitliches Wollen die Masse der Bauten durchdringt. Bauberatungsstellen üben einen stetigen Einfluß auf viele Baupläne, der nach und nach in Bevorzugung gewisser Formen sichtbar werden muß. Und Bauordnungen, vor allem örtlich besonders begründete, können erreichen, daß wichtige Leitlinien des Straßenbildes, wenigstens Hauptgesims und Dachfirst, in einheitliche Höhe rücken.

Ansätze zur Ermöglichung der Einheitsformen sind also gegeben, es muß nur noch mehr auf ihre Zusammenfassung gezielt werden. Die verschiedenen Ämter eines Bezirkes sollten gemeinsam aus der Masse der täglich durch ihre Hände laufenden Pläne diejenigen Lösungen herausschälen, die ihrer Allgemeingültigkeit halber dem Publikum wieder und wieder empfohlen werden könnten, so daß Grundriß- und ganze Hauseinheiten gesammelt würden. Die amtliche Lenkung kann aber nicht genügen.

Ein freiwilliger Zusammenschluß der gebildeten Architekten zu Gruppen, von denen die Innehaltung gewisser Maßgrenzen beschlossen würde, könnte unsere Großstadtbauweise mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts führen. Allzu oft muß man beobachten, wie Architekten wesensverwandter Art ihre Häuser widerspruchsvoll nebeneinander setzen. Um ein naheliegendes Beispiel zu nennen: zwei nebeneinanderstehende Neubauten auf der Nordseite der Straße Unter den Linden in Berlin sind ganz aus verwandter Art geformt, und doch liegen ihre Bogenscheitel, Gurt- und Hauptgesims abgehackt in verschiedener Höhe, nur weil eben die Verständigung fehlte. Wenn Baumeister A ein Fenster von 1,25:2,10, Baumeister B ein solches von 1,15:2,00 zu verwenden liebt, wäre es doch wirklich ein Geringes für beide, sich auf gemeinsame Anwendung einer mittleren Einheitsform zu einigen.

Ehe wir nicht zu solcher Einigung bereit sind, eher wird die zahlenmäßig erschreckende Größe moderner Städte nicht jene überwältigende Größe der Form gewinnen, zu der sie heute nur einen unverarbeiteten Rohstoff liefert.

Nach dem Kriege, für den Wiederaufbau des Zerstörten wie für neuzugründende Siedelungen tun sich nun bedeutende Möglichkeiten auf. Hier, wo der Staat Geld gibt, also auch Macht hat, wo zugleich rasch, viel und gut gebaut werden muß — jetzt, wo unser einiges Denken auf allen Wegen nach einheitlichem, sichtbarem Ausdruck drängt — sollte nicht in unseliger Zersplitterung und Zusammenhanglosigkeit gebaut werden.

Entladen wir unsern vaterländischen Sinn nicht in äußerlich „monumentalen“ Werken! Nicht in Prunkbauten und Völkerschlachtdenkmälern! Der einige, große Wille durchdringe die Alltagswerke, Bekämpfung des Wohnungselends sei unsere Friedenstat. Die Menge neuer Wohnstätten sei nach Gehalt wie Form ein Denkmal unserer neuen Einigung.

Von Architekt Gustav Wolf, Breslau

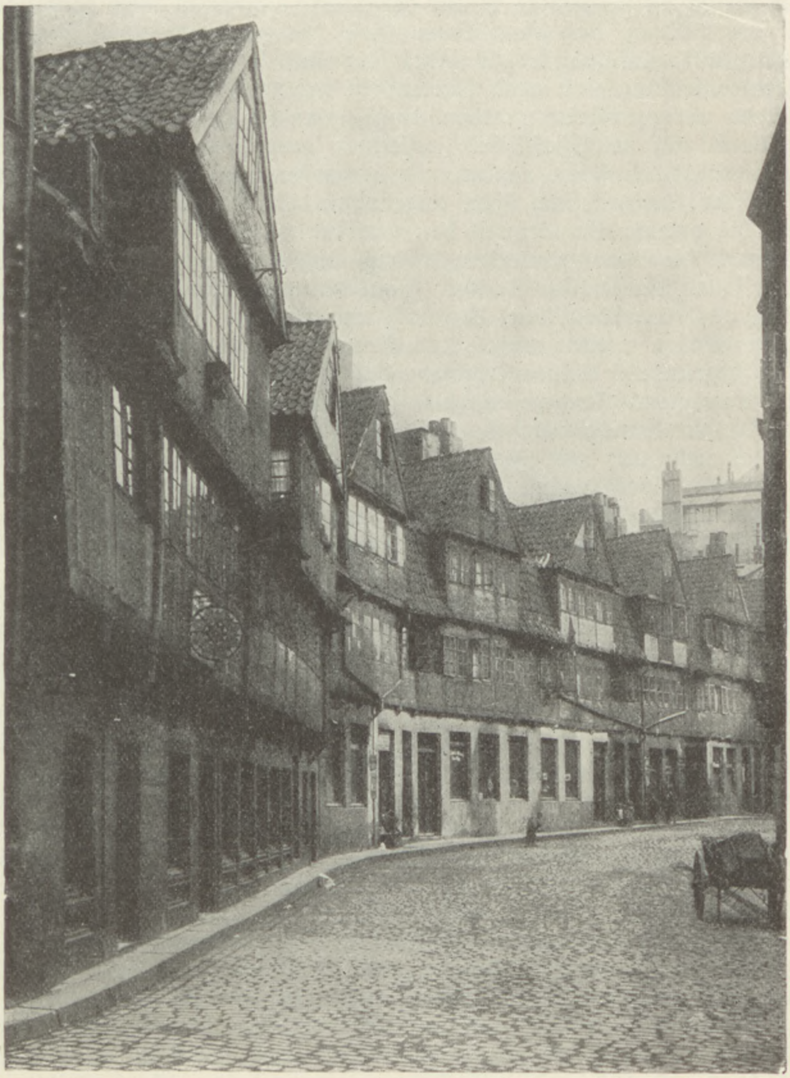


Abb. 55. Hamburg, Speckgasse.
Häuserzeile von Kleinwohnungen.
(Aus Gustav Wolf, „Die schöne Deutsche Stadt“, Band „Norddeutschland“, Verlag R. Piper u. Co., München.)

Dorfanlagen

Beim Aufbau von Dörfern ist vor allen Dingen die Frage klarzustellen, wie die Besitzverhältnisse der betreffenden Gegend sind. Die Dörfer der Ansiedelungskommission sind in ihrer ursprünglichen Anlage frei von solchen Bedingungen und sind verschiedentlich aufgefaßt worden. Wir kennen in dieser Beziehung vor allem das Reihendorf, das Kreisdorf und die verhältnismäßig weit voneinander angelegten Einzelgehöfte.

In ästhetischer Beziehung befriedigt das Kreisdorf, das sich in einer Anzahl Straßen um den Markt gruppiert, am meisten. Doch stößt dabei das Land nicht unmittelbar an das Gehöft des Bauern an.

Das Reihendorf zieht sich an einer Straße entlang, wobei sich jedem Bauernhof ein Teil des Landes unmittelbar anschließt.

Die weit voneinander liegenden Höfe befinden sich mitten in ihrem Ackerland und entsprechen etwa der in Westfalen üblichen Siedlungsweise. Eine eigentliche Dorfanlage ist dabei nicht zu entwickeln, da die Häuser zueinander in keine Beziehung treten.

Denken wir an den Wiederaufbau von zerstörten Dörfern in Ostpreußen, so wird in fast allen Fällen der Grundgedanke des Lageplans von vornherein gegeben sein. Für den Baukünstler wie für die Behörde wird es sich darum handeln, diesen Grundgedanken künstlerisch zu verklären.

Als leitende Gedanken hat man in allen Fällen zu fordern: Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit.

Dem Architekten, der mit einer solchen Aufgabe betraut wird, möchte ich ans Herz legen, einen Lageplan nur von dem Gesichtspunkte aus zu behandeln, daß er sich zugleich eine Vorstellung des Aufbaues macht. Er wird in allen Fällen dazu kommen, besondere Punkte des Dorfbildes als ästhetisch wichtiger zu erkennen als andere. Es wird gut sein, wenn er in einer immerhin bescheidenen Anlage nur wenige solcher Stellen hervorhebt.

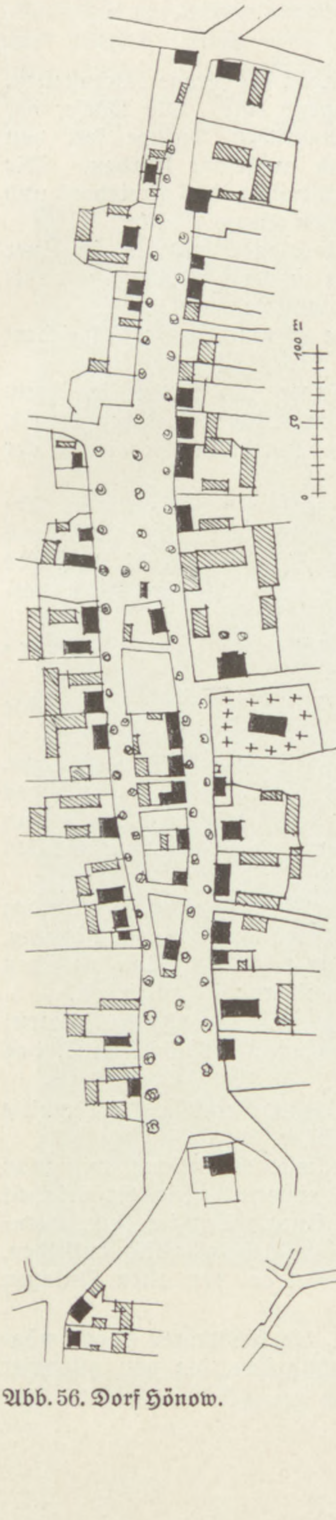
Wir müssen immer daran denken, daß ein Dorfbild oder die Anlage eines Fleckens vor allen Dingen ein einheitliches Gebilde ist, eine Schöpfung, die die gleiche Melodie als Volkslied von Haus zu Haus trägt, wo schon kleine Abwandlungen genügen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von altersher kennen wir die Momente, die dafür in Frage kommen: es sind vor allem die Kirche mit Gottesacker, dann das Schulhaus, das Gemeindehaus und schließlich das Wirtshaus.

Alle anderen Einheiten sind unter sich Brüder und einer Familie sowie eines Stammes — es sind die Bauernhäuser.

Eine gesunde städtebauliche Ästhetik ist die erste Grundlage, will man bei Errichtung von Kleinsiedelungen Erfolge erzielen. Die Hauseinheit ist so klein, daß sie für sich keine Rolle spielen kann. Nur im Zusammenhang der Gebäude erst kann ein künstlerisch vollendetes Bild entstehen. In allen Fällen werden wir uns den besten Rat bei den alten Anlagen in Deutschland holen können.

Auch darauf wird Rücksicht zu nehmen sein, die bisherigen Wege möglichst beizubehalten, wie überhaupt den Gewohnheiten, die von altersher bestehen, nachzuspüren und sie zu beherzigen.



Im übrigen wird man stets die absoluten Größenverhältnisse in Betracht zu ziehen haben und Plätze sowie Straßen und Wege in Einklang mit der Kleinheit der Häuser bringen. Man wird Verkehrsstraßen von Wohnstraßen unterscheiden und diese wieder von einfachen Wegen. Je nach den Verhältnissen werden Verkehrsstraßen vielleicht 5—7 Meter breit, die Wohnstraßen etwa 4—5, für den Weg als Fußweg genügen 2 Meter.

Bei allen diesen Fragen ist es aber unbedingt nötig, daß der Bauende das Baugelände genau kennt, daß die ganze Umgebung sich ihm einprägt, damit seine Schöpfung sich richtig und natürlich in das Gegebene einfügt. Auch wird er sich die Aufgabe erleichtern, wenn er seine Baubude da aufschlägt, wo er zu bauen gedenkt, um in immerwährender Berührung mit den tatsächlichen Verhältnissen zu sein. Darin liegt vielleicht das Geheimnis in den Erfolgen der Architekten von ehedem, daß sie nicht ihren Entwurf weit vom Gelände entfernt auf dem Reißbrett bearbeiteten, sondern daß jeder auf dem Bauplatz selbst wohnte und dort sein Werk langsam entstehen ließ. Es läßt sich nicht alles auf dem Papier richtig beurteilen; dazu gehört in vielen Fällen die unmittelbare Verbindung mit dem Gelände.

In erhöhtem Maße wird auf diese Weise die Natur zur Lösung des ästhetischen Problems zugezogen werden. Alte Bauten werden im Massenaufbau der Siedelung ihre künstlerische Rolle als Glieder und Stimmungsträger der Architektur spielen. Kleine Geländeerhöhungen werden wirkungsvoll benutzt werden, um die Einförmigkeit zu beleben und dem einen oder anderen Bauwerk zu größerer Bedeutung zu verhelfen. (Fortsetzung S. 107.)

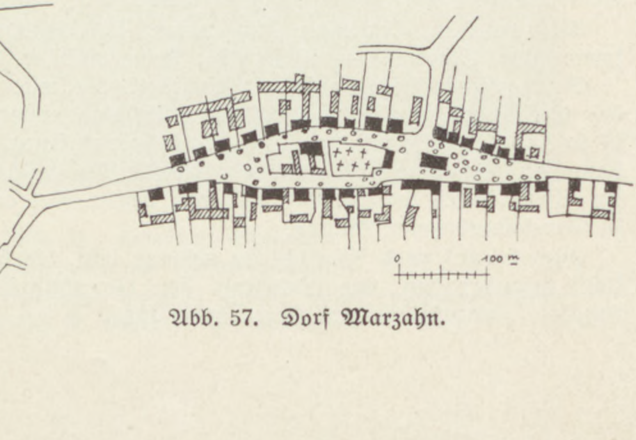


Abb. 56. Dorf Hönow.

Abb. 57. Dorf Marzahn.



Aufnahme von Arch. Gustav Wolf

Abb. 58. Teterow, Gasse längs der Stadtmauer
Planmäßige Einheitlichkeit. Traufen zur Straße.



Abb. 59. Cassel, ein Abschnitt des Königsplatzes (bis 1876)
Der schon im Grundriß streng geformte Platz wurde auch im Aufriß einheitlich durchgebildet.



Aufnahme von Arch. Gustav Wolf

Abb. 60. Arolsen, Hauptstraße

Insbesondere sind die Eckhäuser an der abzweigenden Seitenstraße gleichgestaltet.



Aufnahme von Arch. Gustav Wolf

Abb. 61. Augsburg, Straße in der Fuggerei.

Mittelalterliches Beispiel einer vorbildlichen Arbeiterwohnstraße.



Abb. 62. Königsberg, Lastadie
Zwanglose Uebereinstimmung in Höhe und Konstruktionsart der Speicher.
Aus: Gustav Wolf, „Die schöne deutsche Stadt", Norddeutschland.



Abb. 63. Celle, Schuhstraße
Zwanglose Einheitlichkeit, Giebel zur Straße.
Aus: Gustav Wolf, „Die schöne deutsche Stadt", Norddeutschland.



Aufnahme von Arch. Gustav Wolf

Abb. 64. Stadtamhof bei Regensburg
Straße, deren Häuser Uebereinstimmung zeigen, durch das Tor und symmetrisch angeordnete Brückenkopfbauten zu einheitlichem Raum gefügt.



Arch. Paul Schmitthenner, Berlin

Abb. 65. Straße „Zwischen den Giebeln" in der Gartenstadt Staaken bei Spandau, Blick nach Norden. Erbaut auf reichsfiskal. Gelände für Arbeiter der Militärwerkstätten in Spandau.



Abb. 66. Potsdam, Mittelstraße im Holländischen Viertel

Aus: Zieler, Potsdam. Verlag Weise & Co., Berlin.



Arch. Paul Schmitthenner, Berlin

Abb. 67. „Zwischen den Giebeln" in Staaken, Blick gegen Süden

Fester Bildabschluß durch ein Gruppenhaus an der Delbrückstraße.



Abb. 68. Berlin, „Stechbahn“
Abgebrochene Geschäftshäuserreihe von fester Einheitlichkeit. Erbaut von de Bodt um 1700.

Aus: Paul Mebes, Um 1800. Verlag F. Bruckmann, München.



Aufnahme von Arch. Gustav Wolf

Abb. 69. Ivenack bei Stavenhagen, Hauptstraße

Die angewandte einheitliche Hausform zeigt gute Maßverhältnisse und schöne Farbigkeit (Ziegelbau, weißes Holzwerk, Epheuberankung). Für lebendige Lockerung der Gleichförmigkeit sorgt der Pflanzenwuchs genügend; die Straße ist von mäßiger Länge und durch torartige Pfeiler räumlich begrenzt.



Abb. 70. Krossen an der Oder, Marktplatz

Strenge Durchführung der wichtigsten Höhenlinien. Hervorhebung des Rathauses durch erhöhte Dachform.

Aus: Gustav Wolf, „Die schöne deutsche Stadt“, Norddeutschland. Verlag R. Piper & Co., München.



Abb. 71. Karlshafen an der Weser, Hafenplatz

Die Häuser sind nach Grundriß und Aufriß in Einheitsformen aufgeführt, Eckhäuser betont. Hervorhebung des Rathauses durch höhere Geschosse und stärkeres Relief.

Bürgerhaus—Hauptgesims = Rathaus—Gurtgesims; Oberkante Bürgerhaus—Firstlinie = Unterkante Rathaus—Hauptgesims.

Aus: Gustav Wolf, „Die schöne deutsche Stadt“, Mitteldeutschland. Verlag R. Piper & Co., München.



Abb. 72. Innsbruck, Herzog-Friedrich-Straße

Beispiel einer freiwilligen Uebereinstimmung der Häuser; die rhythmische Reihung der Erker macht die einfache Straße stolz und festlich.

Aus: O. F. Luchner, „Die Tiroler Stadt“. Verlag R. Piper & Co., München.

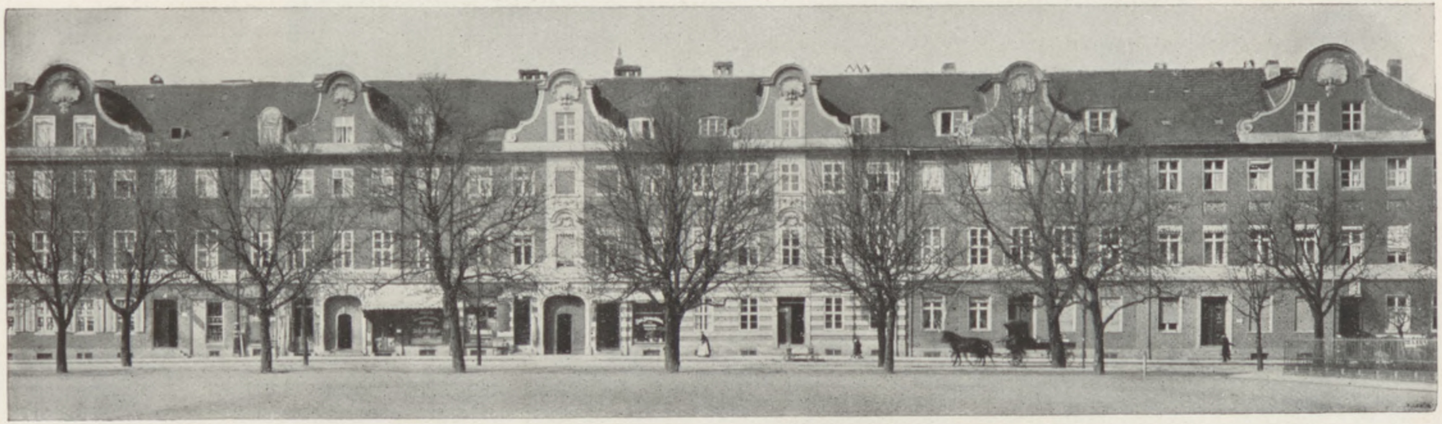


Abb. 73. Potsdam, Wandung des Bassinplatzes im Holländischen Viertel

Aus: Zieler, Potsdam. Verlag Weise & Co., Berlin.

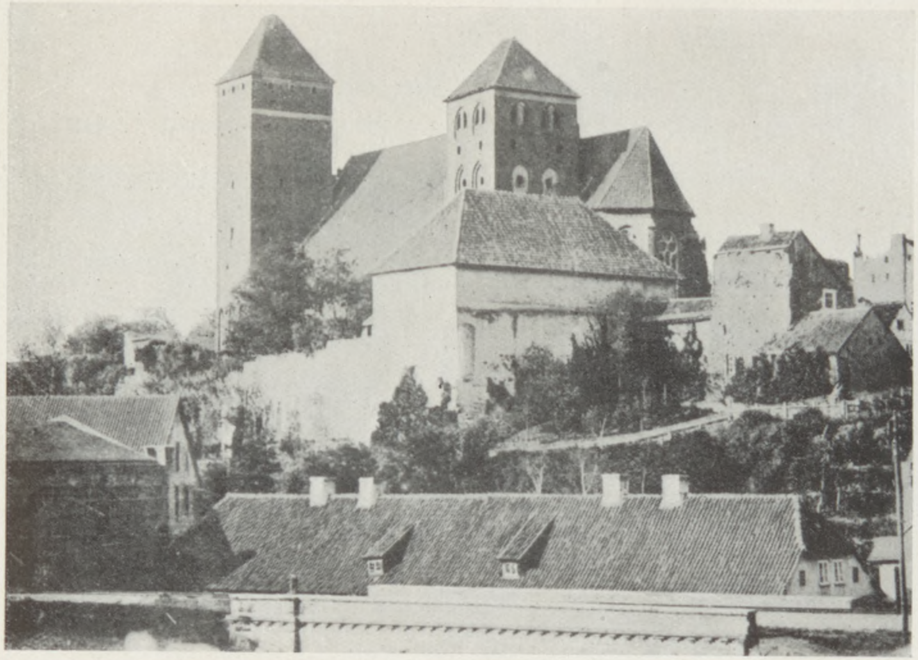


Abb. 74. Rastenburg, Ordenskirche (früherer Zustand)
Der wuchtige, schön gruppierte Bau wird durch die bescheidenen Häuser der Umgebung in der Wirkung noch gesteigert.
(Abb. 74–79 sind sämtlich aus Ostpreußen).



Abb. 75. Rastenburg, Ordenskirche (jetziger Zustand)

Die Aufdringlichkeit der neueren Gebäude hat dem Ordensbau seine beherrschende Macht und Umrißlinie genommen.



Abb. 76. Neuteich

Volle Einheitlichkeit der Platzwand. Schöne Fensterteilung.

Nach einer Postkarte von Reinicke & Rubin, Magdeburg.



Abb. 77. Tempelburg, Marktstraße

Der dreistöckige Kasten mit Kniestock und flachem Dach zerstört das einheitliche Straßenbild.

Nach einer Postkarte von Reinicke & Rubin, Magdeburg.



Abb. 78. Seeburg

Nach einer Postkarte von O. Ziegler, Königsberg.



Abb. 79. Heilsberg, Marktplatz

Nach einer Postkarte von A. Wolff, Heilsberg.



Arch. Baurat Schmohl, Essen

Abb. 80. Gruppe aus der Kolonie Gewerkschaft Emscher Lippe (Friedrich Krupp, Essen-Ruhr)

Neuzeitliches Beispiel einer einheitlich gebauten Arbeiter-Siedlung.

Besonders wird die Kirche als größter Bau Berücksichtigung finden müssen. Es wird gut sein, einen erhöhten Platz für sie zu finden oder sie als Endpunkt einer Straße anzulegen, von wo aus sie das Bild beherrscht.

In Abbildung 56 und 57 gebe ich zwei Lagepläne von Dörfern wieder aus der Umgebung von Berlin (Hönow und Marzahn), welche beide als Reihendörfer anzusehen sind und sicher alte Anlagen darstellen. Das geht aus den Kirchen hervor, die dem grauesten Mittelalter angehören. Es sind typische Beispiele für solche Dorfsiedelungen. Man erkennt, daß die Straßen nicht mit dem Lineal gezogen sind, auch selbst nicht immer gleichmäßige Breite aufweisen, sondern dem Gelände angeschmiegt wurden.

In Hönow steht die Kirche seitwärts der Verkehrsstraße auf etwas erhöhtem Gelände, in Marzahn ist sie der Mittelpunkt des Bildes und zwar am Knickpunkte der Verkehrsstraße. Beide Male sind sie städtebaulich durchaus wirkungsvoll und malerisch, und in beiden Fällen sind die großen Bäume, die Straßen und Plätze flankieren, im Siedelungsbild richtige Architekturstücke, die dem Ganzen zur vollendeten Wirkung dienen.

Natürlich wird aber ein solcher Lageplan, wie er hier dargestellt ist, in seiner Nüchternheit nie das Bild erschöpfend darstellen können, das derjenige aufnimmt, der dort lebt und webt. Und so wird auch ein vollendeter Lageplan niemals vom Reißbrett aus entworfen werden können, sondern nur in unmittelbarer Verbindung mit der Wirklichkeit.

Um aber erfolgreich in der Anlage der Dorfstraße in altem Sinne aufzutreten, ist es auch nötig, daß die Baupolizei mit ihrem oft harten Schematismus zurücktritt.

Es mögen noch einige Straßenbilder folgen, die aus dem Osten stammen und gute Stimmungen wiedergeben sollen, wie sie in einzelnen Siedelungen und Orten bestanden oder vielleicht der Vernichtung widerstanden haben.

Abbildung 78 gibt ein Straßenbild aus Seeburg in Ostpreußen wieder. Hier ist das Bild geschlossen durch ein größeres Bauwerk, und die kleinen bescheidenen Reihenhäuser sind nur die Begleitung zu einem stimmungsvollen Akkord.

Auch Bild 77 aus Tempelburg zeigt eine städtebaulich durchaus gelungene Anlage. Die Bäume geben einen guten Gegenwert zu den Häusern der Straße, und durch die Anlage der Querstraße erscheint das Bild lückenlos und fertig.

Der Marktplatz ist von jeher als Mittelpunkt einer Siedelung erfolgreich verwendet worden. Durch seine Geschlossenheit teilt er allein schon das architektonische Gleichgewicht der Anlage und gibt ihr innere Klarheit.

Ein Marktplatz bedingt aber schon eine etwas größere Siedelung, da außer dem Platz noch Straßen vorausgesetzt werden müssen.

Die Kirche wird den Marktplatz beherrschen, und sie wird in ihrer Rolle begleitet durch die Schule, das Gemeindehaus und das Wirtshaus. Laubengänge können ihn wirkungsvoll umfassen und zugleich bei Regen dem Wanderer Schutz bieten und dem Marktverkauf dienen (Abbildung 79, Heilsberg). Die Anlage von Bäumen wird den Platz freudiger gestalten und den Verkäufern unter freiem Himmel im Sommer Linderung gegen die Sonnenstrahlen geben.

Hingegen kann nicht genug vor unüberlegter Aufstellung von Denkmälern gewarnt werden, die sich ja in so vielen Orten ausnehmen wie Tinten-

fässer auf einem Schreibtisch. Auch in dieser Beziehung ziehe man die alte Zeit zu Rate. Man wird sehen, daß unsere Altvordern fast immer bestrebt waren, ihren Denkmälern einen Hintergrund zu geben und sie mit der Umgebung wirksam zu verbinden.

Bild 76 führt uns nach Neuteich. Wir sehen da den Marktplatz umgeben von schlichten Häusern. Die Kirche mit ihrem ehrwürdigen, etwas grobgeschlachten Turm nimmt in der Ecke des Platzes die erste Rolle in Anspruch. Sie tritt auch äußerlich als Beschützerin der Gemeinde auf.

Wenden wir uns dem Hause selbst zu, so müssen wir verlangen, daß Neuschöpfungen gut an die Vergangenheit anknüpfen und in sich natürlich empfundene Bauwerke sind, die den heutigen Bedürfnissen Rechnung tragen, ohne anders oder mehr erscheinen zu wollen als sie sind. Vor allen Dingen werden Häuser, für Bauern bestimmt, das Gepräge von städtischen Baulichkeiten vermeiden müssen. Wie sie im Grundriß den Bewohnern auf den Leib zugeschnitten sein sollen, um ihnen das zu geben, was sie erwarten, so werden sie im Äußeren die Einfachheit der Lebensführung der Bewohner zu zeigen haben.

Es ist überall in dieser Hinsicht viel gesündigt worden, und eine ungesunde Sucht nach unechtem Schmuck ist viel zu oft wahrnehmbar.

Gute Vorbilder für das Haus finden wir im Lande selbst.

In allen Gebieten unseres Vaterlandes haben sich für die Lage des Hauses, der Nebengebäude und für die Hofanordnung Gewohnheiten ausgebildet, an denen die Bevölkerung zähe festhält. Es sind meist nur ein paar Grundzüge, die aber dann zweckmäßig zur festen Richtschnur von uns zur Erzielung voller Einheitlichkeit im Gedankenaufbau unserer Dörfer erhoben werden. Und diese Leitgedanken werden sich auch unbedingt auf die Baustoffe erstrecken müssen. Eine Siedelung muß entweder als Putzbau oder als Rohbau erbaut werden, sie darf aber nicht durcheinander alle Möglichkeiten des Aufbaues aufweisen.

Die Dächer werden möglichst dieselbe Neigung und Farbe erhalten, dieselbe Dachdeckung.

Innerhalb dieses Rahmens steht dem Architekten noch ein großes Feld offen, um seine Phantasie walten zu lassen, vor allen Dingen in der Ausbildung der Türen, der Treppen, der kleinen Veranden, die da und dort etwa vorkommen mögen.

Man fordere auch nicht einen bestimmten Stil. Der Stil ist immer der natürliche Niederschlag einer Epoche gewesen und ist in erster Linie aus dem Grundriß entwickelt, der den Lebensbedingungen der Zeit entspricht. Wir glauben zwar bisweilen, gotisch oder barock zu bauen, jedoch in Wahrheit werden wir zu jeder Zeit modern bauen, sofern wir wahrheitsgetreu unserer Zeit und ihren Bedürfnissen Rechnung tragen.

Die Frage des Stils wird wahrscheinlich in besonderem Maße bei Errichtung von Kirchen hervortreten. Die alten Bauten in ihrer gedrungenen Gestalt und in der einfachen, wuchtigen Auffassung als machtvolle Schöpfungen der Ordensritter oder die selteneren Holzkirchen sind überaus vorbildlich und passen sich dem Charakter der Ortschaften sehr gut an. Aber es soll nicht gesagt sein, daß nun die Kunstsprache vergangener Jahrhunderte vorzuziehen ist, und es gibt genug Beispiele, die zeigen, wie andere Schriftarten ebenso gut erscheinen, wenn sie nur auf einer natürlichen und einfachen Grundlage erwachsen.

Wir werden den Takt und die Natürlichkeit aller Beteiligten anrufen müssen, seien es Architekten oder Behörden, wollen wir Ersprießliches herstellen. Es ist gut, wenn Bauberatungen, Heimatschutz und Künstler darüber wachen, daß die Sünden der letzten Jahrzehnte nicht wiederholt werden.

Möge Architekten und Behörden ein guter Stern leiten, wenn nun die neuen Bauaufgaben in Ostpreußen an sie herantreten!

Von Professor Alphons Schneegans, Dresden.

Einiges über die Herstellung von Kirchen

Wer zum Studium oder zum Genuß heimischer Kunst und Kultur unsere Dörfer und kleinen Städte besucht, der wendet seine Schritte in der Regel zunächst nach den Kirchen. Dort hofft er am deutlichsten Aufschluß zu finden über die Geschichte und die Eigenart des Ortes, über die Gesinnung seiner Bewohner. —

Ist die Kirche alt, haben nicht verheerende Kriegsstürme oder Feuersbrünste den Ort heimgesucht, so wird der wandernde Kunstfreund stets auf seine Rechnung kommen, aber der erfahrene Wanderer nähert sich heute einem alten Bauwerk nur mit Bangen, denn gar zu oft erlebte er grausame Enttäuschungen, wenn eine wohlgemeinte „Wiederherstellung“ fast alles vernichtete, was ihm wertvoll und genußreich schien und was durch Jahrhunderte im wesentlichen unberührt erhalten geblieben war.

Zwar die radikalen Anhänger des Purismus, welche in romantischer Begeisterung eine Kirche durch stilgerechte Herstellung im ursprünglichen Charakter, in unverdorbener Reinheit wieder aufleben lassen wollten, sind seltener geworden; aber jeder Kenner weiß, daß sie unter Architekten wie Geistlichen noch lange nicht ausgestorben sind. Nur erstreckt sich ihr jetzt wissenschaftlich begründeter Eifer nicht mehr auf den Bau als Ganzes, sondern er wendet sich den einzelnen Teilen zu; jedes Stück wird für sich freigelegt und stilgerecht hergestellt oder ergänzt, so daß es glänzend neu erscheint, als ob es soeben aus der Werkstatt des Meisters hervorgegangen sei.

Wird durch ein solches Verfahren in erster Linie der Geschichtsfreund geschädigt, welcher anstelle klar deutbarer Urkunden jetzt nur zweifelhafte Zeugnisse, ja Fälschungen alter Kunst vorfindet, so leidet doch auch der Kunstfreund, welcher enttäuscht anstatt einer fein abgestimmten künstlerischen Einheit ein buntes Durcheinander verschiedenartiger Dinge vorfindet, schlimmer noch als es sich bei der Besichtigung eines schlechten Museums darbietet. — Zwar werden mit Stolz Proben aller Kunstepochen vom Romanischen bis zum Allermodernsten vorgeführt, aber ihre Aufmachung erweckt Mißtrauen in ihre Echtheit, und es fehlt gar zu häufig der feine künstlerische Sinn, welcher bei Umbauten früherer Jahrhunderte auch der buntesten Vielheit Meister wurde. —

So ist es nur zu verständlich, wenn jemand, der sich heute zum Besuch einer Kirche rüstet, ausruft: „Hoffentlich ist sie noch nicht wiederhergestellt.“ Und doch kommen wir ohne Herstellungen nicht aus, wenn nicht wertvolle Schätze der Zerstörung anheimgegeben werden sollen; auch ist es selbstverständlich, daß eine Kirchengemeinde es als ihr gutes Recht betrachtet, in einem würdigen Raume ihre Andacht zu verrichten, in dem nicht die

Zeichen von Verfall und Verstümmelung das Auge beleidigen. — So erhebt sich schon seit längerer Zeit mit Recht der Ruf nach Wiederherstellungen in pietätvollem und künstlerischem Geiste im Gegensatz zu der puristischen und wissenschaftlichen Art des 19. Jahrhunderts. Leider wird aber hierbei gar zu häufig über das Ziel hinausgeschossen, indem der künstlerische Geist mit der Empfindung der sogenannten modernen Künstler identifiziert und demzufolge verlangt wird, daß jede neue Zutat sich sofort aufdringlich als neu, als modern zu erkennen gebe.

Gewiß wird einer Wiederherstellung im Sinne des Purismus leicht etwas Lebloses anhaften, und je geschickter sie ist, um so eher wird der Vorwurf der Fälschung mit Recht erhoben werden können, aber eine naive Anwendung langbewährter technischer Methoden und Formen ist keine Fälschung, und die alte Bautechnik hat so viele schlichte, natürliche und selbstverständliche Lösungen gefunden, daß es töricht wäre, sie zu verwerfen. Die Baukunst schreitet auch unter Führung großer Künstler, die immer recht selten waren, nur langsam vorwärts, und wer lediglich neue Formen ersinnen will, um „modern" zu sein, setzt sich der Gefahr aus, daß diese Formen schon nach wenigen Jahren auch den einstigen Bewunderern bizarr, ja albern erscheinen. (Vergl. Abb. 81 und 82.)

Bei einfachen Aufgaben wird der Architekt selten fehlgehen, wenn er pietätvoll seine technischen Kenntnisse und seinen Geschmack walten läßt, um das Neue dem Altbestande so anzugliedern, daß das Ganze als selbstverständlich erscheint. (Abb. 83 und 84.)

Schwieriger wird die Lösung bei reicheren Bauten und bei größerem Umfange der Arbeit. Der Meister, welcher im 18. Jahrhundert die Marien-





Abb. 81. Abb. 82.
Kirche zu Tragnitz i. Sa., vor und nach dem Umbau 1905.

kirche in Mühlhausen herstellte, schuf den in bestem Sinne damals modernen Westturm (Abb. 89), der sich trotz formaler Unterschiede doch äußerst harmonisch und glücklich dem gotischen Kirchbau angliederte. Noch in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts fiel dieser Turm leider puristischer Gesinnung zum Opfer, und der neue Turm (Abb. 90) gibt sich zwar „gotisch“, aber im Maßstabe wie in der Massenverteilung ist er doch wohl weit schlechter als sein Vorgänger.

Die neue Vorhalle an der St. Gangolphskirche zu Bamberg (Abb. 93) ist ein Musterbeispiel empfindungsloser Stilmacherei, aber auch die im Jahre 1902 errichtete Schutzhalle vor der goldenen Pforte in Freiberg (Abb. 86) wird den nicht voll befriedigen, der sich nicht von dem modernen Gewande blenden läßt, und die Vorhalle steht im einzelnen keinesfalls auf der künstlerischen Höhe dessen, was zu schützen sie bestimmt ist. (Abb. 87 und 88.)

Wie anmutig und überzeugend wirkt daneben die aus Frankreich stammende Schutzhalle (Abb. 92), welche ohne ausgesprochenen Stilcharakter auf guter technischer Grundlage mit feinstem architektonischen Gefühl im besten Sinne modern gedacht ist.

Natürlich kann die gleiche Aufgabe auch monumentaler und reicher gelöst werden, aber solche Ausgestaltung setzt hier wie bei allen derartigen Arbeiten künstlerische Kräfte auch unter den beteiligten Bildhauern und Malern — damit finanzielle Mittel — voraus, wie sie leider nur selten zur Verfügung stehen werden.

Nicht eindringlich genug kann insbesondere unseren Kirchengemeinden der Satz eingeprägt werden: Lieber einfach und gut, als reich und schlecht! Irgend etwas, sei es eine Vorhalle, ein Kronleuchter, ein Glasbild oder eine Ausmalung, reich und dabei künstlerisch gut durchbilden zu lassen,

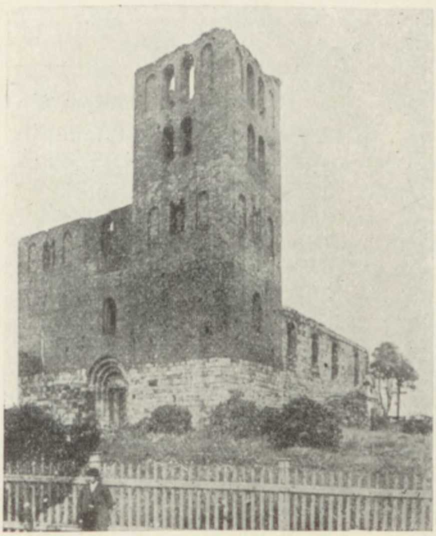


Abb. 83.



Abb. 84.

Hohensalza, Marienkirche
vor und nach der Wiederherstellung 1905.

kostet sehr viel mehr, als in fast allen Fällen bezahlt wird. Unsere wiederhergestellten Kirchen wimmeln von Dingen, die mehr scheinen wollen, als sie sind, und gerade in Kirchen sollte dies am allerwenigsten der Fall sein.

Bei der Zerstörung der Kirche in Beaulieu blieb nur der Chor erhalten und wurde im 18. Jahrhundert neu bedacht (Abb. 91). Gewiß hätte ein ungebrochenes Dach, welches der Bauzeit des Chores entsprach, allen billigen Ansprüchen genügt. Aber wer wird nicht den Baumeister loben, welcher frei von stilkritischen Bedenken so feinsinnig das neue Dach erbaute; wie verwächst es durch Wiederholung der Gesimshorizontalen so organisch mit der Steinarchitektur und wie geschickt schmiegt es sich unter das alte Giebelgesims. Hier ist mit den einfachsten Mitteln mehr geleistet als bei der Kirche in Hohensalza (Abb. 83 und 84), wo bei aller Tüchtigkeit doch Ängstlichkeit und Wissenschaftlichkeit die freie Regung künstlerischen Geistes hemmten.

Diese kurzen Andeutungen können natürlich nur einige Streiflichter auf den behandelten Gegenstand werfen, aber sie regen vielleicht doch zum Nachdenken an, insbesondere diejenigen, welchen die Herstellung der in Ostpreußen zerstörten Kirchen obliegen wird. Auch dort ist zu wünschen, daß die Architekten ohne Sucht nach Modernität doch mehr ihrem schaffenden Geiste vertrauen, als noch so genauen Aufnahmen und noch so sicheren Ergebnissen der Kunstwissenschaft. Andererseits werden die Bauherren sich klar machen müssen, daß in den erneuerten Kirchen nicht bunter Schein herrschen darf, sondern schlichte Wesenhaftigkeit, welche dauernde Wirkungen verbürgt.

Von Regierungsrat Erich Blunck, Berlin



Abb. 85.
Anstaltskirche zu Tapiau.

Man weiß nicht, ob es sich um ein Gotteshaus oder um einen Wasserturm handelt. Der eigentliche Kirchenraum dehnt sich niedrig unter hier nicht sichtbaren flachen Pappdächern hin.

Nach einer Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg.

Kriegergräber und Grabmäler in Ostpreußen

In Ostpreußen mußten so viele gemeinsam oder einzeln bestattet werden, wo sie gerade gefallen waren. Dort ist die Aufgabe, ihre Gräber würdig zu schmücken und ihnen ein der Größe der Opfer und unsrer Dankesschuld entsprechendes ehrendes Gedächtnis zu sichern, nicht ganz so einfach, wie in den übrigen Landesteilen, wo es sich nur um die geordnete Bestattung der in den Lazaretten Verstorbenen und einiger in die Heimat zurückgeholter Gefallener handelt. Um so dringender ist es nötig, daß man auch diese Aufgabe dort jetzt nach allen Richtungen hin gründlich erwägt.

Wie die Tageszeitungen melden, hat der Preußische Provinziallandtag bereits beschlossen, die Pflege der in Ostpreußen befindlichen Kriegergräber auf Kosten der Provinz zu übernehmen, soweit dafür nicht schon durch Angehörige oder Verbände Gewähr geleistet ist. Damit ist ja für die spätere Zukunft eine erfreuliche Fürsorge getroffen. Ungesäumt muß aber auch dafür Sorge getragen werden, die zahllosen Kriegergräber würdig in Stand zu setzen und zu schmücken, um vor allem jede Art von Übereilung und Mißgriffen zu verhüten, die einer befriedigenden Lösung dieser Aufgabe später nicht wieder zu beseitigende Hemmnisse bereiten würden.

Die mannigfachen Anregungen, die Gräber der in der Heimat zu bestattenden Helden auf besonders anzulegenden Friedhöfen oder dafür abzugrenzenden Teilen vorhandener zu vereinigen und diese als Ehrenfriedhöfe möglichst würdig und bedeutungsvoll auszugestalten, haben in ganz Deutschland lebhaften Widerhall und zum Teil schon hier und da Verwirklichung gefunden. In Ostpreußen sollte nicht nur jede, auch die kleinste Gemeinde den toten Kriegern einen solchen Ehrenplatz auf ihrem Friedhofe einräumen, sondern man sollte auch aus den Massengräbern auf den Schlachtfeldern derartige weihevolle Erinnerungsstätten zu schaffen suchen. Die allgemeinen Gesichtspunkte dafür sind ja bereits ausführlich in den Tageszeitungen und auch an dieser Stelle* behandelt worden, so daß hier nicht weiter darauf eingegangen werden soll. Nur eins sei hier besonders betont: unerläßlich für das einheitliche Zusammenfassen solcher Anlagen zu monumentaler Wirkung ist es, daß die einzelnen Gräber durchweg einfach und schlicht und möglichst gleichmäßig in Form, Bepflanzung und Schmuck gehalten werden. Das entspricht ja auch in jeder Hinsicht dem Ernste dieser opferschweren Zeit. Jeder von denen, die dort ruhen, hat sein Bestes getan in restloser Aufopferung, und alle Hinterbliebenen, arme wie reiche, haben ihr Liebstes dahingeben müssen. Da ist es doch eigentlich selbstverständlich, daß auch allen gleiches Recht und gleiche Ehre zuteil wird und man jedes äußerliche Sichhervortun einzelner, jede Art von Ruhmredigkeit oder Rührseligkeit der Hinterbliebenen, im Schmuck der Gräber wie in den Inschriften, verhindert. Mag man auch sonst die Entscheidung darüber dem Geschmack und Taktgefühl der Hinterbliebenen zu überlassen gewöhnt sein, hier ist unbedingt vollste gegenseitige Rücksichtnahme und gleichmäßiges Sichbescheiden aller zu fordern als Ausdruck der herrlichen Einmütigkeit, die das ganze Volk in diesem Kampfe ohnegleichen bewiesen hat. Je schlichter und einfacher und je einheitlicher alle Einzelheiten sind, desto ernster und gewaltiger wird der Gesamteindruck für alle Zeiten sein!

* Vergl. „Kriegerdenkmäler“ von Fr. Paulsen im ersten diesjährigen Heft der Veröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz.

Deshalb wähle man für die Gräber unsrer Kriegshelden auch nicht vielgestaltige und kostspielige Grabmäler, sondern bescheidene Grabzeichen und gestalte diese, wo sie in größerer Anzahl nebeneinander zu stehen kommen, am gleichen Orte möglichst gleichmäßig in Form und Material.

Wem es die Mittel gestatten würden, die Gräber seiner Gefallenen reicher zu schmücken, als dies um der Gleichmäßigkeit willen zulässig erscheint, der mag den Mehrbetrag der Allgemeinheit zugute kommen lassen, sei es, um dafür später ein gemeinsames, die ganze Anlage beherrschendes und für alle gültiges Ehren- und Gedächtnismal irgendwelcher Art in wirklich künstlerischer Ausführung inmitten der Grabstätten zu errichten, sei es zu werktätigen Stiftungen für die Kriegsinvaliden und die hinterbliebenen Witwen und Waisen. Darin wird ja gar nicht genug geschehen können, und die im Felde stehenden Kämpfer haben sich selbst in diesem Sinne in nicht mißzuverstehender Weise geäußert.*

Material und Grabzeichen können je nach den örtlichen Verhältnissen und Gepflogenheiten ebenso verschieden sein, wie die Art ihrer Ausführung durch Handarbeit oder Massenherstellung. Für letztere werden neben dem Stein auch Gußeisen und keramische Erzeugnisse, wohl auch solche aus Beton oder Kunststein geeignet sein. Nur gilt es natürlich für alle Stoffe und Herstellungsweisen angemessene und bei aller Einfachheit wirklich ausdrucksvolle und würdige Formen zu finden und für jeden Ort die für die Umgebung passendsten zu wählen. Zu beidem werden Rat und Mitarbeit unsrer berufensten Künstler dringend vonnöten sein und von diesen gewiß gern geleistet werden.

Sehr zu wünschen wäre, daß für die Kriegergräber besondere, eigenartige Formen solcher Grabzeichen gefunden würden, welche diese Grabstätten von den übrigen des Friedhofes unterschieden. Das Eiserne Kreuz würde dafür als besonderer Schmuck in richtiger Anwendung und der durch das Material gebotenen Stilisierung jedenfalls sehr geeignet sein. Aber man hüte sich vor jeder geschmacklosen Anwendung, die unsre Krieger als Verunglimpfung ihres höchsten und schlichtesten Ehrenzeichens empfinden müßten. Daß solche Entgleisungen selbst schlimmster Art keineswegs ausgeschlossen sind, beweisen ja die Anpreisungen mancher Grabsteinlieferanten und eine unlängst aufgetauchte Zeitungsmeldung, daß eine Gemeinde beschlossen habe, sämtliche Gräber auf dem von ihr eingerichteten Kriegerfriedhofe mit Porzellantäfelchen in Form des Eisernen Kreuzes zu belegen! (Fortsetzung auf Seite 131.)

* So heißt es in einer Zuschrift aus Offizierskreisen an eine Münchner Zeitung: „Jetzt, wo Tausende draußen verbluten, gibt es also tatsächlich deutsche Städte, die glauben, das Andenken ihrer Helden durch Denkmäler ehren zu können, die meist an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Wir danken für diese Ehrung. Es gibt nur eine würdige Form: Weitgehende dauernde Fürsorge für die Hinterbliebenen, die Waisen und Witwen. Dazu nehmt das Geld, das ihr für Denkmalsschund verschwenden wollt, gebt es als Grundstock einer Stiftung, die ihr nicht früh genug errichten, nicht reichlich genug beschenken könnt, denn die Verlassenen werden unzählig und eure Schande wird ewig sein, wenn ihr sie darben laßt. Gebt Brot statt Steine! Und wenn ihr dann noch etwas tun wollt, schreibt die Namen unserer toten Kameraden auf schmucklose Tafeln in euerer Kirche. Auch darin äußere sich eure Vaterlandsliebe, daß ihr uns mit neuen Denkmälern verschont, und wenn selbst euer Bürgermeister dabei auf einen Orden verzichten müßte."

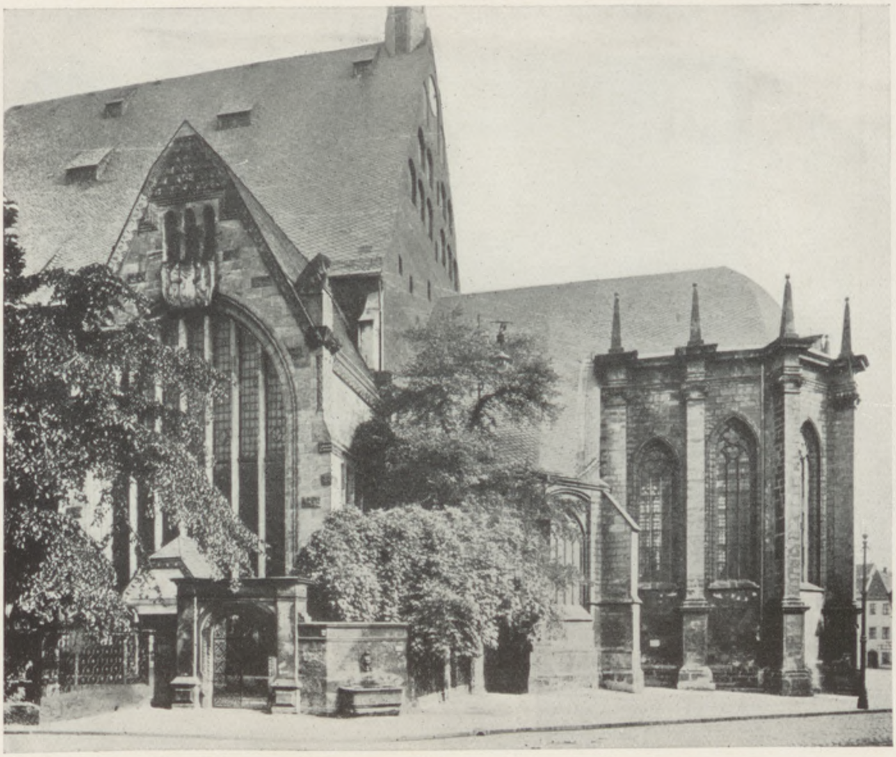


Abb. 86. Freiberg i. Sa. Schutzhalle vor der goldenen Pforte





Abb. 87. Goldene Pforte • Abb. 88. Eingang zur Schutzhalle
Freiberg i. Sa.



Abb. 89.



Abb. 90.

Mühlhausen i. Th., Marienkirche, vor und nach dem Umbau (vollendet 1905)



Abb. 91.
Beaulieu, Romanischer Chor der ehemaligen Kirche

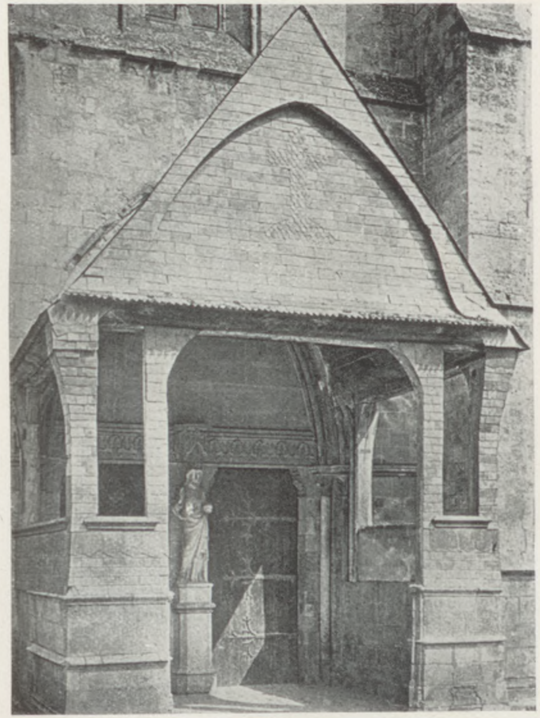


Abb. 92.
Le petit Andely, Dep. Eure (bei Rouen) Erlöserkirche



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 93. St. Gangolph zu Bamberg



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 94. Braunsberg, Pfarrkirche

(Abb. 94—102 sind sämtlich aus Ostpreußen)



Abb. 95. Schirrwindt

Aus der Sammlung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten



Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg

Abb. 96. Allenburg



Aufnahme von Fritz Krauskopf, Königsberg

Abb. 97. Bischofsburg

Die häßlichen neuen Bauten am Marktplatz beeinträchtigen die Wirkung der Kirche aufs stärkste



Abb. 98. Marktplatz in Lyck

Hohe Mietskästen nehmen der Kirche vollständig ihre Wirkung

Nach einer Kriegspostkarte



Abb. 99. Wallfahrtskirche in Crossen

Die Wiederherstellung von Baulichkeiten in Stilformen, die der heutigen Zeit verhältnismäßig nahestehen, ist ganz anders und leichter zu lösen als z. B. bei gothischen Werken. In einem Fall wie Crossen wird das Anlehnen an den Stil ohne die Gefahr, in Altertümelei zu verfallen, viel eher möglich sein als z. B. beim Aufbau der Kirche zu Allenburg (Abb. 96)

Aus der Sammlung des Herrn Geheimrat Fischer, Königsberg



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 100. Crossen



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 101. Evangelische Kirche in Neuhausen

Jede Zeit hat Gestühl, Wand- und Deckenschmuck in ihrem eigenen Geiste gegeben und dadurch stets zur harmonischen Bereicherung des Gesamteindrucks beigetragen, selbst wenn Einzelheiten stilistisch nicht einwandfrei waren



Aufnahme der Königl. Meßbildanstalt, Berlin

Abb. 102. Tilsit, Rathaus





Abb. 103* u. 104. Grabsteine von Professor Seeck, Berlin

Ausführung: Muschelkalksteinwerk Kleinrinderfeld b. Kirchheim, Berlin

---

* Die Bildstöcke zu den Abb. 103—106 sind dem Schlesischen Bund für Heimatschutz zu verdanken, insonderheit der freundlichen Hilfe des Herrn Architekten Effenberger in Breslau. der diese Bilder in erster Linie für eine Denkschrift seines Bundes bestimmt hat. Die Aufnahmen stammen von der letzten Breslauer Ausstellung für Friedhofkunst aus dem Jahre 1913.



Abb. 105. Professor Petersen, Danzig

Ausf.: Muschelkalksteinwerk Kleinrinderfeld

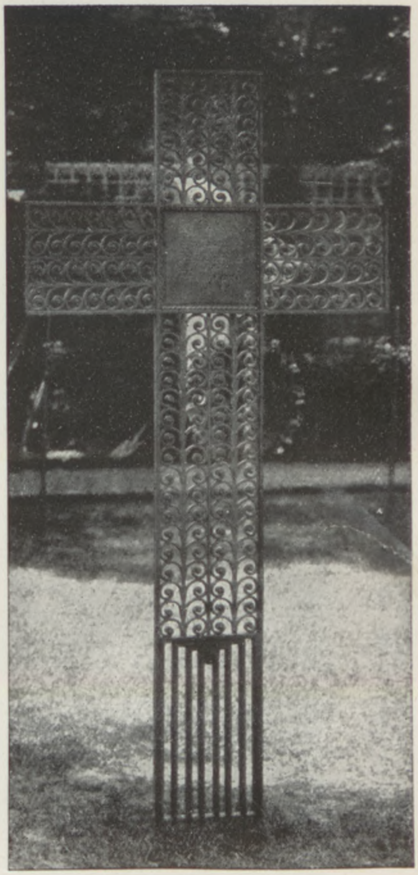


Abb. 106. Professor Seeck, Berlin

Ausf.: Kunstschlossermeister Schramm, Berlin



Abb. 107

Die Landschaft, vorhandener Baumwuchs am Meer (Insel Rügen) ist zum Stimmungsträger des ganz schlichten Erinnerungsmals geworden

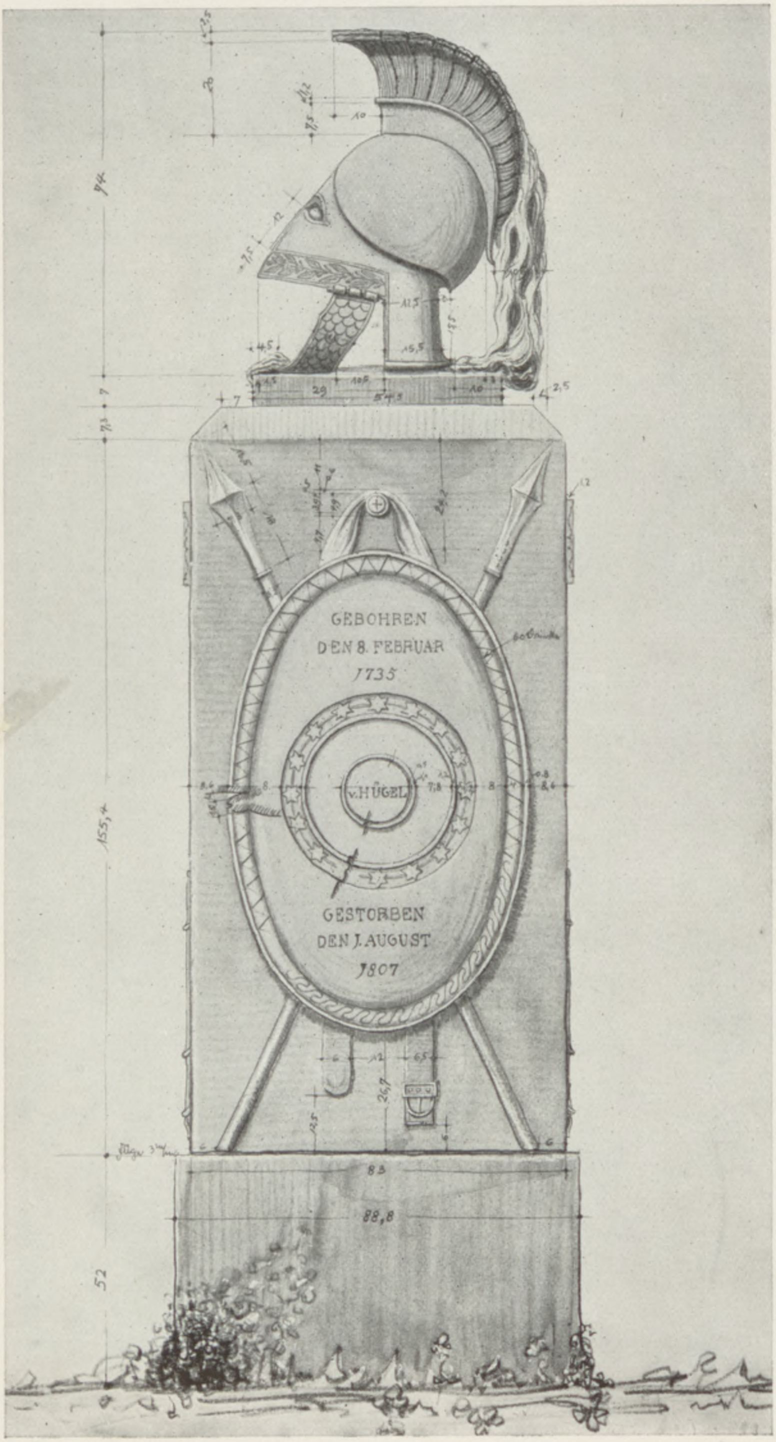
Nach einer Radierung von Otto Sager, Berlin-Steglitz



Abb. 108

Eine schöne alte Baumgruppe vermag die Gedenkstätte für ein Gefecht und die in ihm Gefallenen herzugeben, ohne daß es eines besonderen Denkmals über ein allereinfachstes Zeichen hinaus bedarf

Nach einem Bilde von E. Lugo



Aufnahme von Architekt C. Gomringer, Graudenz

Abb. 109. Offiziersgrab auf dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart

Aus: „Der Baumeister“, 13. Jahrgang, Heft 4

Um so mehr ist es also auch in dieser Hinsicht nötig, alles rechtzeitig und reiflich zu überlegen und, wenn nötig, für alle bindende Vorschriften und Verbote zu erlassen. Soweit künstlerisch einwandfreie Formen von Grabzeichen noch nicht vorhanden sind oder solange man sich über die zu wählende Einheitsform noch nicht völlig schlüssig ist, begnüge man sich jedenfalls vorläufig mit der einfachsten Kennzeichnung der Gräber, selbst nur durch Nummern, die man dann jederzeit durch die endgültigen Grabzeichen ersetzen kann.

Für Ostpreußen ist diese Aufgabe insofern einfacher und leichter zu lösen als dort, Gott sei Dank, von den Verheerungen, welche die gedankenlose Unkultur und das Protzentum der letzten Jahrzehnte sonst überall auf den Friedhöfen angerichtet haben, noch wenig zu spüren ist. Das wird sowohl für den Schmuck der Kriegergräber wie für die Wiederherstellung der übrigen Grabstätten auf den von den Verwüstungen betroffenen Friedhöfen sehr ins Gewicht fallen.

Die alte schlichte Anständigkeit und Einheitlichkeit ist fast überall gewahrt, und gute Grabzeichen in eigenartiger, bescheidener und doch ausdrucksvoller Form sind noch genügend vorhanden. Ihr Gebrauch ist deshalb auch der Bevölkerung noch durchweg geläufig, und es wird nicht schwer fallen, ihre ausschließliche Anwendung auch für die Kriegergräber durchzusetzen, wenn von allen maßgebenden und einflußreichen Stellen, insbesondere auch von der Geistlichkeit, darauf hingewirkt wird. Insbesondere muß dafür gesorgt werden, daß sie, soweit nicht nur für Massenherstellung geeignete Stoffe verwendet werden, von den ortsansässigen Handwerkern im Anschlusse an die gute alte, einheimische Überlieferung hergestellt werden. Für die weiten Schlachtfelder wird man wohl Massenerzeugnisse verwenden müssen; für die Gräber in den Ortschaften und auf den meist kleineren Friedhöfen wird man durchweg die Handwerkskunst bevorzugen und dieser dadurch eine recht wertvolle und weithin wirksame Unterstützung erweisen können.

Man hüte sich also vor den Angeboten allzu geschäftseifriger Grabsteinhändler und den in letzter Zeit überall, besonders auf Landfriedhöfen, eingerissenen Geschmacklosigkeiten verschiedenster Art, unter denen die nach Photographien hergestellten sogenannten Emailbilder der Verstorbenen auf den Kreuzen und Steinen an erster Stelle stehen. Man vermeide ebenso die völlig unnötigen teuren Gittereinfassungen der einzelnen Gräber, die mit schlichten Grabsteinen in um so schreienderem Widerspruche stehen würden.

Schon diese kurzen Hinweise dürften genügen, um die dringende Notwendigkeit hervorzuheben, auch dieses Gebiet in die dem kulturellen Wiederaufbau gewidmete Fürsorgetätigkeit einzuschließen. Nur wenn alle Einsichtigen hierbei mitwirken und auf eine planmäßige einheitliche Handhabung nach den hier nur angedeuteten künstlerischen, ästhetischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten dringen, kann etwas in jeder Hinsicht Vollwertiges erreicht werden, das der Größe der gebrachten Opfer und unsern Verpflichtungen für die Zukunft entspricht. Möge das überall gelingen zur Ehre der teuren Toten und zur Rechtfertigung der Überlebenden vor den kommenden Geschlechtern!

C. Zetzsche

Pflanzungen in Kampfgebieten

Nicht nur Gebäude, sondern auch viel Pflanzungen sind in den Kampfgebieten zerstört worden. Zum Teil werden sie vom Landwirt und Förster von neuem geschaffen werden. Ob man bei der Wiederherstellung der Gebäude den für die Kleinwirtschaft so nötigen Gärten die planmäßige Fürsorge widmen wird, ob sachverständige beratende Kräfte hierzu herangezogen werden, die anregend wirken, ist schon nicht ebenso sicher. Wer aber sorgt dafür, daß kein Grabenrand unbepflanzt bleibt, daß Ufer von Seen und Teichen nutzbar gemacht werden, daß Holunderbusch und Haselstrauch, Wildrose und Schlehe am Feldrain wieder eine Heimat finden, daß aus Baumgebüsch und Hag das Vogellied erklingt, daß Insekten und Kleintierleben ihre lauschigen Wohnplätze finden? — Ist das sentimental oder praktisch gedacht und empfunden? Es ist einfach biologisch gedacht: heißt vielmehr, daß die natürlichen Wechselbeziehungen des Lebens neben der menschlichen Siedelung neu geschaffen werden müssen, damit die Siedelung nicht in einer Wüste entstehe. Und es ist wirtschaftlich gedacht! Wenn man das Ziel der Wirkung mit einem Worte zusammenfassen will, so kann man sagen, daß eine „Landschaftskunst" neben der aufbauenden Arbeit die Pflanzungen schaffen sollte. Der Begriff der Landschaftskunst (nicht zu verwechseln mit Landschaftsgärtnerei!) scheint gegenüber dem Wirtschaftlichen, Nützlichen, Notwendigen ein — Überflüssiges zu enthalten: ein „Künstlerisches", „Ästhetisches". Aber bei der Landschaftskunst entsteht alles Schöne als eine aus der Wirtschaftlichkeit hervorgehende Blüte: die Landschaftskunst erstrebt die Schönheit der kultivierten, bewirtschafteten Landschaft. Sie will keine Kosten anwenden, welche nicht durch wirtschaftlichen Nutzen der Aufwendungen eingebracht werden und durch Gewinn, besonders aus gleichzeitig das Landschaftsbild steigernden Pflanzungen, lohnen.* Warum macht die Besiedelung vieler Gegenden des „Ostens" solche Schwierigkeiten? Weil der Steppencharakter der Landschaft, das Fließende, Gleitende der Horizonte keinen Halt gibt für seßhafte Ortsgefühle.

Das Nomadentum, die Völkerwanderung, ist die menschlich-biologische Anpassung an die „Steppe". Waldlandschaften, Gebirge, kurz alle Naturlandschaften mit starken Wirkungen auf Raum- und Ortsgefühl veranlassen zur Seßhaftigkeit. Das ist mit einer der Gründe dafür, daß man bei Grabungen die altgermanischen Siedelungsspuren an heutigen Flußstädten findet. Einst waren das Waldlichtungen, die zur Seßhaftigkeit einluden, welche bis heute fortwirkt. Germanen sind Wald- und Auensiedler, nicht Steppennomaden. Darum ist die „Landschaftskunst", welche mit geeigneten Mitteln die Steppenöde zur deutschen Wald- und Ackerkulturlandschaft führt; unbedingt eine wirtschaftliche Werte schaffende Angelegenheit.

Je früher man Gutes sät und pflanzt, desto früher wird man Gutes ernten: Heimatliebe und Seßhaftigkeit!

Von Willy Lange, Kgl. Gartenbaudirektor, Berlin-Wannsee

---

* Anregungen in diesem Sinne habe ich an die in Frage kommenden Ministerien und an den Herrn Oberpräsidenten von Ostpreußen bereits Ende September gerichtet. Mehr über das Thema hier zu sagen, ins praktisch Einzelne zu gehen, verbietet mir der enge Raum, welcher — vielleicht allgemein — dem „Gepflanzten" im Gegensatz zum „Gebauten" in den Blättern des Heimatschutzes gewährt ist. D. V.

Ostpreußens Pflanzenschmuck nach dem Kriege

„Wie stellt man in Ostpreußen den durch Krieg zerstörten Pflanzenwuchs am schnellsten und leichtesten wieder her?“ und „Wie sorgt man dann dort für umfangreicheren Pflanzenwuchs, als er vorher vorhanden war?“ Das sind Fragen, deren richtige Beantwortung für den Heimatschutz dieses Landes von großer praktischer Bedeutung sind. Fünferlei Pflanzenwuchsstätten kann man, abgesehen von den Wäldern, dabei unterscheiden.

1. Baum und Strauch in Feld und Wiese.

Zuerst gilt es, jedes Pflanzenleben, das noch einigermaßen Hoffnung auf Weitergedeihen gibt, zu retten. Nicht jeder aus Kriegsrücksichten vernichtete Baum oder Strauch wurde samt seinen Wurzeln entfernt. Vorerst lasse man daher alle dort noch vorhandenen Wurzelstöcke im Boden und sehe zu, ob nicht durch Wurzelausschlag die Pflanzen im Frühjahr zu neuem Leben erwachen. Und wo Bäume und Sträucher schon vorher günstige Lebensbedingungen hatten, da werden vielleicht noch manche Wurzelstücke zu neuen Kindern ihres Geschlechts werden; im Boden ruhende Samenkörner werden keimen und zu neuen Pflanzen heranwachsen. Das geht meistens schneller als Neues pflanzen. Der Gärtner, oder vielmehr jedermann auf dem Lande, muß jetzt dort zum guten Baumarzt werden. Für keinen Baum, der im Kriege gelitten hat, darf uns die Mühe, ihn zu retten, zu groß erscheinen. In ihren Wurzeln gelockerte, teilweise oder ganz umliegende Bäume werden allmählich wieder aufgerichtet. Eingebrochene Äste müssen eingeschient werden, Aststümpfe werden glatt abgeschnitten, verstrichen und verbunden, oder falls die Wunden an ihnen groß sind, mit Zement ausgefüllt. Noch vielerlei Mittel gibt es, um vom alten Baumwuchs so viel wie möglich zu retten. Wie bei jedem Kranken gilt auch hier das Wort: Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe!

Wo der alte Pflanzenwuchs gänzlich zerstört wurde, bearbeite man den Boden gut, gebe auf billigste Weise neue Nahrung und siedle dieselben Pflanzenarten dort wieder an, damit die Eigenart der Landschaft möglichst gewahrt bleibt.

Wo man aber mehr Bäume und Gesträuch pflanzen möchte als bisher, sei man sorgfältig in der Auswahl dieser Ansiedlungsstellen. Jede Pflanzenart verlangt eine ihren Lebensbedingungen günstige Lage. Sonst bringt sie uns weder Nutzen noch Freude. Im Garten können wir solche Lebensbedingungen wohl eher schaffen, aber draußen in der freien Natur lohnt sich so etwas nicht. Man muß also draußen alle die Orte zu finden wissen, die sich zur Ansiedlung bestimmter Pflanzen wirklich eignen. Daß man dabei die Pflanzenarten, die sich in Ostpreußen bisher bewährt haben, im Auge behält, gilt als selbstverständlich. Man müßte für diesen Zweck auch möglichst solche Stellen aussuchen, die der Landwirtschaft so wie so nicht genügend dienen können: die zu steil sind oder zu steinig, zu feucht oder zu trocken zum Ackerbau. Dabei denke ich z. B. an Abhänge, Eisenbahndämme, alte Kiesgruben, Geländefalten und ähnliches. Alle diese Anpflanzungen zwischen Feld- und Wiesenflächen können, richtig vorgenommen, praktischen Zwecken dienen. An steinigen Stellen können Akazien oder andere Nutzhölzer gepflanzt werden, an Abhängen können oft noch Kirschen stehen, an feuchten Stellen kann Weidenkultur betrieben werden. Viele solcher Anpflanzungen können dem Wild als Unterkunft und

Pflegestätte dienen, wieder andere schaffen menschlichen Siedelungen oder freiliegenden Ackerflächen einen guten Windschutz gegen die rauhen Stürme Ostpreußens.

Man verwende für die neuen Anpflanzungen nicht zu starke Exemplare. Junge Pflanzen gewöhnen sich leichter an neue Verhältnisse und wachsen daher selbst bei geringerer Pflege meistens leichter an. Einzelne Bäume und Sträucher pflanze man möglichst wenig; denn die sind dem Vertrocknen und den Sturmschäden zu leicht ausgesetzt. Man lege neue Anpflanzungen vielmehr als geschlossene Massen an, stets aus mehreren zueinander passenden Gehölzarten zusammengesetzt. Diese werden sich dann gegenseitig ergänzen. Die schnellerwachsenden werden den langsamer wachsenden in den ersten Jahren einen guten Schutz bieten. Noch vielerlei Dinge müssen dabei beobachtet werden, die man hier nicht alle aufzählen kann.

Wer soll nun helfen, Felder und Wiesen Ostpreußens in dieser Weise mit Bäumen und Gesträuch zu durchsetzen? Die Kreisbehörden, die Gemeinden, die Landwirte und ein jeder, der draußen wohnt, an seinem Teil und auf seinem Gebiete!

Was über die Erhaltungsmöglichkeiten der alten Bäume von mir gesagt ist, hat auch Bezug auf den Baumbestand der folgenden vier Pflanzenwuchsstätten.

2. Friedhöfe.

Wo der Pflanzenwuchs auf diesen zerstört wurde, stelle man ihn wenigstens in großen Zügen möglichst wieder so her, wie er vorher gewesen war, z. B. die Alleen im Friedhofe. Wo man ihn ergänzen muß, schaffe man Neues in sachlicher Weise und nur im Sinne bester neuzeitlicher Friedhofskunst. Schönen Bäumen und dichten Hecken sei dort mehr Platz gewidmet als bisher üblich. Den fürs Vaterland gefallenen Helden aber pflanze man Haine aus deutschen Bäumen — heilige Haine —, in deren Schatten sie ruhen mögen!

3. Öffentliche Gärten.

Auch hier erhalte man den alten Baumwuchs soviel wie möglich, und pflanze, wo der Platz sich dazu eignet, noch Kriegs-Gedenkbäume hinzu. Aber das Allzuviel an Gestrüpp, das die meisten unserer öffentlichen Parkanlagen in sich bergen, entferne man, soweit es nicht schon durch den Krieg zerstört wurde. Dann erst werden aus unseren Zierparken wirkliche Volksparke werden, die uns ebenso schattige Baumpflanzungen, wie weite grüne Wiesen zum frischen fröhlichen Austummeln geben! Man glaube ja nicht, daß solche Volksparke bei kleinen Städten nicht notwendig seien. Dort ist sehr oft die gesamte Umgebung der Stadt in Privatbesitz. Daher fehlt dann die genügend bequeme Gelegenheit zur Erholung der Einwohner im Freien. Neue Volksparke dieser ganz einfachen Art stifte man an Stelle der bisher üblichen Denkmäler aus Stein und Eisen! Den Baumwuchs der Dorfanger und der breiten historischen Durchgangsstraßen stelle man auch wieder her und erhalte ihn so lange wie möglich; denn für diese bilden die Bäume einen untrennbaren Bestandteil.

4. Gutsparke.

Vor dem Kriege hatte Ostpreußen manchen herrlichen Gutspark mit schönen alten Bäumen. Wer weiß, wieviel davon jetzt noch übrig geblieben ist! Vielfach aber war der Baumbestand in diesen Parken allmählich zu dicht geworden, und die Axt, die bei dichten Baumständen stets rechtzeitig

einsetzen muß, um die besten Bäume von der Nachbarschaft der allzu dicht stehenden zu befreien, hatte dort fast überall zu wenig gewaltet. Der Gutsherr, der die Bäume ganz allmählich hat heranwachsen sehen, trennt sich ja stets schwer von ihnen, selbst wenn sie zu dicht stehen. Wo der Krieg in diesen Gutsparken noch genügend Baumbestand übrig gelassen hat, da soll man sich mit diesem begnügen und nicht einen solchen dichten Bestand wieder hervorbringen wollen, wie er früher gewesen war. Nur dort, wo für Windschutz des Gutshauses oder der weiten Gutsparkflächen gesorgt werden muß, pflanze man jetzt gleich dichte Schutzpflanzungen aus mehrerlei Gehölz gemischt wieder an. Vielleicht wird mancher Gutsherr diese Gelegenheit benutzen, um seinem Parke, selbstverständlich unter Erhaltung des gesamten schönen Bestandes, eine praktisch-schöne Anordnung zu geben, die unserer heutigen Auffassung mehr entspricht. Daß jedes Gut genügend große Flächen für Obst- und Gemüsezucht besitzen muß, sollte selbstverständlich sein.

5. Und nun die Hausgärten Ostpreußens.

Wer dort bisher noch keinen Garten hatte, müßte ihn jetzt bestimmt erhalten; sei es auch „nur“ ein Pachtgarten auf städtischem Gelände. Aber die üblichen „landschaftlichen Privatgärten“ der letzten Jahrzehnte mit ihren absichtlich krummen Wegen und ihrer möglichst regellosen Anpflanzung von hunderterlei Ziersträuchern, die der freien Gottesnatur vergeblich nachzukommen versuchen, sollten bei dieser Gelegenheit möglichst verschwinden. Denn ein Hausgarten muß nach wirtschaftlichen Grundsätzen, also möglichst praktisch, angelegt sein. Seine Größe und innere Einteilung sei so, daß der Gartenbesitzer ihn mit seinen eigenen Familienmitgliedern ohne fremde Hilfe bequem bewirtschaften kann; denn Arbeitskräfte werden in Ostpreußen noch längere Zeit knapp sein und daher für Gartenarbeit zu teuer werden. Jeder Garten dort muß soviel Gemüse und Obst wie möglich bringen. Alle Hauswände müssen mit Obstspalieren bepflanzt werden, die zwischen den Fenstern weit hinaufgehen. Auch an den Wänden der Schulgebäude, der Kasernen und anderer öffentlicher Bauten muß Obst wachsen. Wo Gärten aneinanderstoßen, sollten die trennenden Zäune durch Beerenobsthecken mit Drahtgeflechteinlage ersetzt werden. Und wo in den Gärten dort durchaus kein Obst wachsen kann, da sollte man für anderen Pflanzenschmuck so viel wie möglich sorgen. Ein jedes Haus habe seinen „Hausbaum“, unter dem sich die Hausbewohner im Plauderstündchen zusammenfinden können. Die Gebäude müßten alle mit Schlingpflanzen umkleidet werden, die u. a. auch den Vorteil bringen, die Gebäude im ostpreußischen Winter wärmer zu halten. So müßten alle Ansiedlungen Ostpreußens mit Grün richtig durchflochten sein.

Aber um solche gesteigerte Gartenwirtschaft möglichst schnell hervorzubringen, wird es noch notwendig sein, nach zwei Richtungen hin den Bewohnern Ostpreußens behilflich zu sein. Erstens wird es in nächster Zeit in Ostpreußen vielfach an den nötigen Mengen von Dünger, Samen, jungen Bäumen und Gehölzen mangeln, und zweitens fehlen selbst den Gartenbesitzern auf dem Lande doch noch mancherlei Kenntnisse und noch manche Handfertigkeit, um einen Garten in wirtschaftlicher Weise anzulegen und zu verwerten.

Deswegen müssen sich in Ostpreußen Gartengenossenschaften bilden, die für ihre Mitglieder den gemeinschaftlichen Einkauf von Dünger, Samen

und Pflanzen besorgen, und denen durch die Fürsorge der Behörden für den Bezug dieser Materialien ermäßigte Frachtsätze geboten werden. Vor allen Dingen aber sollten Kreis-, Stadt- und Gemeinde-Behörden, sowie Vereine aller Art und die eben genannten Gartengenossenschaften dafür sorgen, daß alle Gartenbesitzer Ostpreußens bald soviel Kenntnisse in Gartensachen wie möglich erhalten. Dies kann durch Vorträge tüchtiger Fachleute, durch praktische Belehrung in den einzelnen Gärten und durch die Einrichtung von Gartenbaubüchereien in bester Weise geschehen.

Wenn so das Verständnis für wirtschaftlichen Gartenbau und die Freude am eigenen Garten in alle Kreise Ostpreußens gedrungen sein wird, wenn besonders die Frauen und Mädchen ihren Stolz dareinsetzen, nicht nur die Hauswirtschaft, sondern auch die Gartenwirtschaft gründlich zu kennen, dann wird auch jeder einzelne Bewohner Ostpreußens durch Betätigung im eignen Garten sein Teil beitragen zum Pflanzenschmuck Ostpreußens!

Von Gartendirektor Lesser-Steglitz, beratender Gartenarchitekt D. W. B. und Dozent an der Freien Hochschule-Berlin.

Was lehrt uns der Krieg über die Bedeutung des Heimatschutzes?

Als Wichtigstes lehrt uns der Krieg die Erkenntnis: das Wertvollste und Beste, was die deutsche Heimat hervorbringen kann, sind möglichst viele starke, gesunde, kriegsfähige Männer. Von vielen Seiten wird seit Jahren über die Abnahme der Geburtenziffern auch bei uns in Deutschland geklagt. Wollen wir diesem Übelstande schon im Entstehen abhelfen, so ist es die dringendste Aufgabe, für möglichst zahlreiche wohnliche, wirklich deutsche Heimstätten zu sorgen. Die Massenquartiere und Mietskasernen unserer Städte mit ihren ständig steigenden Mieten sind nicht nur die Ursache für eine erhöhte Säuglingssterblichkeit und für die Entartung breiter Volksschichten. Sie tragen auch die Ursache dafür in sich, daß so viele Familien unter dem Zwange der Not den dringenden Wunsch haben, nicht mehr als ein oder zwei Kinder zu besitzen. Hier ist das Feld, wo die deutsche Heimatschutzbewegung Hand in Hand mit der deutschen Baugenossenschaftsbewegung Großes schaffen kann für die Sicherheit unseres Vaterlandes und zur Erfüllung der Aufgaben, die unseres Volkes harren, wenn der Krieg beendet ist. Ein tunlichst reicher Ausbau unserer Verkehrswege wird uns helfen müssen, dieses unser Ziel, die planvolle Dezentralisation unserer Städte, herbeizuführen.

Ganz besonders segensreich wird diese Tätigkeit in den Grenzgebieten unseres Vaterlandes, Elsaß-Lothringen und Ostpreußen werden können, die so unsagbar durch die Kriegsfurie gelitten haben. Hier gilt es vor allen Dingen, nach der endgültigen Sicherung der Grenzen den vertriebenen Bewohnern wirklich wohnliche Heimstätten aufs neue zu schaffen und zu verhüten, daß von unkundigen oder gewissenlosen Bauunternehmern unter dem Vorwand von Notbauten Ortschaften entstehen, die später doch stehenbleiben und dann auf Geschlechter hinaus das Bild der deutschen Heimat trüben helfen.*

Der zweite Punkt, an dem unsere Heimatschutzbewegung in dieser Kriegszeit fördernd mit eingreifen kann, ist die Versorgung mit Nahrungsmitteln

---

* Für Ostpreußen sind bereits Vorkehrungen getroffen, daß Notbauten nur vorübergehend errichtet werden dürfen. D. H.

für unser wachsendes Volk und für seine wachsenden Aufgaben. Der jetzige Krieg hat die Notwendigkeit gezeigt, daß wir uns nach Möglichkeit für unsere Nahrungsmittelversorgung unabhängig vom Auslande machen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß die weiten noch brach liegenden Moore und Ödländereien in fruchtbares Ackerland verwandelt werden. Um so wünschenswerter ist es, daß unsere Heimatschutzbewegung aus diesem Grunde die jetzt schon festgelegten Gebiete für Naturschutzparke festhält, damit die Enkel und Nachkommen von heute wissen, wie ihre Heimat vor Jahren ausgesehen hat. Aber das übrige Ödland und die weiten Moore brauchen wir unerbittlich als Ackerland.

So könnte es scheinen, denn wir brauchen Brot und Nahrung für unser gewaltiges starkes Volk, so viel, daß wir völlig unabhängig sind vom Auslande. Aber ist es wirklich nötig, daß wir jetzt in überstürzten Maßnahmen unsere Heiden und Moore, die zum Teil ihre wichtigen natürlichen Bestimmungen haben, sei es als Wasserreservoire, um im Frühjahr in der Schneeschmelze unsere Flußgebiete vor Überschwemmung und im Hochsommer unsere Ströme vor dem Austrocknen zu behüten, — sei es als Luftreservoir für unsere Städter, um die Lungen wieder zu reinigen und die Muskeln zu stärken, die Nerven zu beruhigen nach anstrengender Kulturarbeit, — und als Mittel, die Liebe zur Heimat, den Heimatgedanken lebendig zu halten.

Wir haben Land genug, um Brot zu schaffen, ohne unsere Heiden und Moore, für die wir gerade in der jetzigen Zeit kaum Dung haben dürften, voreilig zu zerstören. Dringend nötig brauchen wir nur einen kleinen Bruchteil von dem Zucker, den wir jetzt hervorbringen. Wir brauchen kein Bier, keinen Wein und noch weniger Schnaps und Tabak. Wir verwenden von den rund 27 Millionen Hektar Ackerland in unserm deutschen Vaterlande rund 100 000 Hektar zur Erzeugung von Bier, ein Land so groß, wie alle thüringischen Staaten zusammengenommen, 120 000 Hektar zur Erzeugung von Wein, 577 000 Hektar zur Erzeugung von Schnaps, ein Land so groß wie Braunschweig und Anhalt, weitere Tausend von Hektar zur Erzeugung von Zucker und andere zur Erzeugung von Tabak; allein zur Hervorbringung der berauschenden Getränke ein Ackerland so groß wie ganz Württemberg, viel größer als Baden oder Sachsen, über 2 Millionen Hektar Land, $^{1}/_{15}$ des gesamten deutschen Ackerbodens! Als Roggenland genügend, um jedem Deutschen 74 Pfund Brot im Jahre zu liefern! **Das ist Volksmißwirtschaft!** Das ist ein **Mißbrauch des vaterländischen Bodens**, zumal Millionen unserer Volksgenossen an Unterernährung, Hunderttausende an Brotmangel leiden. Das ist eine Volksmißwirtschaft allergrößten Stils, die zu vergleichen ist der Unwirtschaftlichkeit eines Hausvaters, der nicht imstande ist, genügend Brot für die Seinen herbeizuschaffen, weil er sein Geld für diese sogenannten Genußmittel verwendet. Lange Zeit ist eingewandt worden, daß durch den Bau von Zuckerrüben die Erträge für die anderen nachfolgenden Ernten reicher gestaltet würden. Doch hat sich dies längst als ein Trugschluß herausgestellt. Dort, wo längere Zeit Zuckerrübenbau betrieben worden ist, leidet nach einer Reihe von Jahren der Boden auf das schwerste.

Für die Umwandlung der Ödländereien in fruchtbares Ackerland brauchen wir Dung. Auch zu seiner Beschaffung, besonders zu der des Stickstoffdüngers, müssen wir uns unabhängig machen vom Auslande. Wir

können den Salpeter, den eine englische oder amerikanische Blockade uns abschneidet, bei dem Stande der heutigen Technik nicht durch den aus der Luft hergestellten Kalkstickstoff genügend ersetzen. Infolge des Krieges geht naturgemäß die Viehhaltung zurück; so fehlt auch der Stalldung. Um so notwendiger wäre es, den Fäkaldung der Menschen für diesen Zweck zu erhalten. Das englische Wasserklosett hat, wie schon manches, was von England herübergekommen ist, doppelten Fluch für unsere Heimat gebracht: es hat uns den Dung für unsere Felder geraubt und unsere herrlichen deutschen Flüsse, denen wir zum Teil unser Trinkwasser entnehmen, weithin verpestet und verjaucht.

Oft genug haben wir im Heimatschutz bereits darauf hingewiesen, daß die meisten unserer herrlichen deutschen Flüsse und Ströme, von denen die Dichter singen, bis hinauf in ihre Quellengebiete zu Kloaken umgewandelt sind. In weiten Flußgebieten unseres Vaterlandes kann fast kein Fisch mehr leben, geschweige denn, daß unsere deutsche Jugend durch Schwimmen und Baden die Glieder stählen kann, gar nicht davon zu reden, daß sie zu sonstigem menschlichen Gebrauch noch nutzbar sind. Und doch ist unsere Technik längst soweit fortgeschritten, daß die sämtlichen Industrieabwässer so gereinigt und geklärt werden können, daß sie diese für unsere Fische so schädlichen Eigenschaften nicht mehr besitzen. Unermüdlich hat der Heimatschutz darauf zu dringen, daß alle diese Industrien — selbst auf die Gefahr hin, daß sie nicht mehr 25 % Dividende geben können — angehalten werden, ihre Abwässer so zu klären, daß sie keinen Schaden mehr anrichten. Wir müssen jetzt, nach sechsmonatlicher Kriegführung, unsere Schweinebestände abschlachten, weil wir nicht Futter genug für sie haben. Die Zufuhr von Seefischen aus der Nordsee ist zu einem großen Teile abgeschnitten durch die Blockade seitens der Kriegsschiffe unserer Gegner. Welche Fülle an Fleischnahrung würde ohne jede Kosten in den deutschen Flüssen während dieses Krieges vorhanden sein, wenn wir verstanden hätten, diese in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten. Man sehe sich nur die Gewässer des Alten Rheins an in der Gegend um Germersheim, die heute noch von Hechten und Karpfen geradezu wimmeln. Von welch außerordentlichem Fischreichtum war noch vor wenigen Jahrzehnten die Elbe bei Hamburg-Altona, während sich heute der Fischfang hier kaum noch lohnt. Lachs und Stör, die vorzeiten die Nahrung des armen Mannes bildeten, sind kaum noch als Delikatesse aufzutreiben. Im Main und vielen seiner Nebenflüsse hat der Fischfang fast gänzlich aufgehört, desgleichen in der Isar, in vielen Gebieten der Oder mit ihren Nebenflüssen, der Weser und so rings im weiten Vaterlande.*

Viele unserer Flüsse sind bereits so giftig geworden, daß, wenn sie bei Hochwasser über ihre Ufer treten, Wiesen und Viehweiden mit Milzbrand verpestet werden. Nicht einmal das Heu von ihnen kann dann zu Futterzwecken verwendet werden. Was Wunder, wenn der Marschbauer voll Ekel und Zorn seinen vom Vorfahren ererbten Hof zu verkaufen trachtet,

* Nach meinen Kindheitserinnerungen brachte vor 20 Jahren ein dreimaliger Fischzug zwischen den Schleusen Kupferhammer und Eisenspalterei des Finowkanals bei Eberswalde etwa 2—3 Zentner Ertrag, darunter Schleie, Aale, Welse, ein Fang mit gleichem Aufwand vor 5 Jahren höchstens 10 Pfund minderwertiger Fische. Heute ist der Fischfang als vollständig erfolglos ganz aufgegeben. W. L.

der ihm nicht mehr einbringt als Arbeit und Verdruß. Hier ist unserer Regierung der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie in einseitiger Bevorzugung unserer Industrien es an der nötigen Gerechtigkeit in der Handhabung der Gesetze zum Schutze der Landwirtschaft und Fischerei hat fehlen lassen.

Das muß anders werden! Wo die Größe der Städte es noch zuläßt, müssen wir zur Fäkalabfuhr zurückkehren, um reichlichen Dünger für tunlichst nachhaltige Bebauung unserer Felder zu besitzen; wo die größeren Städte es nicht mehr zulassen, müssen wir durch Berieselung oder Posener Besprengungsverfahren die Jauche landwirtschaftlich verwerten, die Abwässer dieser Rieselfelder in Fischteichen nachklären, um auch so wiederum neue Nahrungsmittel für unser Volk zu gewinnen. So werden wir Unsummen von Nahrung für unsere schnellwachsende Bevölkerung erhalten und unsere deutschen Gewässer rein halten. Das ist gewinnbringender, volkskrafterhaltender Heimatschutz!

Zu dritt aber mögen unsere Architekten und Bauingenieure, unsere Regierungen und Behörden immer mehr beherzigen lernen, daß die Förderung eines deutsch-nationalen Stiles und die Erhaltung des Heimatbildes keine Forderungen eines inhaltlosen Idealismus sind, sondern daß die Erhaltung der Schönheit der Heimat mit ihren von altersher überlieferten Städtebildern, mit der Schönheit der Landschaft, mit ihren Wäldern und rauschenden Flüssen, mit ihren harmonisch in die Landschaft hineingefügten Viadukten und Brücken, mit den Domen ihrer Städte, mit den rot leuchtenden Dächern ihrer Dörfer und Gartenstädte Werte erzeugt, die sich als lebendige, unüberwindliche Kraft unseres Volkes kundgeben, wie es jetzt geschieht, da von einer Welt von Feinden an seinem Bestande gerüttelt wird.

Heimatschutz ist Volksschutz und Schutz des Vaterlandes!

Im Auftrage der Stiftung für Heimatschutz:

Dr. Bonne, Klein-Flottbek b. Hamburg

Nachwort

Sehr erwünscht wäre uns gewesen, wenn an diesem Hefte mehr Ostpreußen mitgearbeitet hätten. Weitere, der Ostmark gewidmete Veröffentlichungen werden die Möglichkeit geben, uns dort nach freiwilligen Helfern in diesem Aufklärungsdienst umzusehen.

Die vorliegende Arbeit läßt mit Absicht verhältnismäßig wenig von dem Schrecken und den grausigen Folgeerscheinungen der Russeneinfälle durchblicken. Die sichtbaren Spuren der Verwüstungen sind an Beispielen und Zahlen gezeigt; die Schmerzen aber, die an die Seele der Bevölkerung griffen, sind damit nur angedeutet. Wer inmitten des Reiches, fernab von dem Kriegsgebiete wohnt, kann auch bei der lebhaftesten Vorstellungsgabe diese Lage nicht ganz ermessen.

Die völlig oder doch für lange Zeit abstumpfenden Heimsuchungen und die Art der Bevölkerung machen das bisherige Fehlen einmütiger ostpreußischer Meinungsäußerungen zum Wiederaufbau verständlich. Und doch müssen neben der überaus verdienstvollen Regsamkeit der dortigen Behörden auch die geistigen Führer im Lande, ferner die handwerklichen, kunstgewerblichen und fachmännischen Verbände lebendig in die werdenden Vorbereitungen eingreifen. Ostpreußens Wiedererstehen, diese deutsche An-

gelegenheit, verlangt letzten Endes Keime und Ströme frischen ostpreußischen Wesens, voll bewußt von der Bevölkerung darangegeben.

Manche wünschen dort, die Grenzen der Provinz vor der Einfuhr fremder Gedanken und Erzeugnisse für Jahre zu schließen, und erhoffen davon viele, oft allzu selbstsüchtige Vorteile. Da solche Sperre aber unausführbar ist, so besteht bei dem Mangel an starker Willensäußerung die andere große Gefahr, daß die spärlichen Reste der Eigenart, namentlich im Handwerk und im Kunstgewerbe, vollständig erstickt werden.

Der Süden unseres Vaterlandes rüstet sich zu einer schönen Gabe für Ostpreußen in der Darbietung von neuem Hausgerät, das bayerische Handwerker herstellen werden. In richtiger Erkenntnis der notwendigen Voraussetzungen läßt nun der Oberpräsident zeichnerisch und bildlich das festlegen, was der Ostpreuße von altersher an gutem Hausgerät gewohnt ist. So wird bei dieser Gabe vermieden, daß süddeutscher Geschmack und fremde Gewohnheiten falsch auf die ganz anderen, nordöstlichen Verhältnisse übertragen werden.

Ein derartiges Vorgehen sollte die in Ostpreußen bestehenden Verbände, voran die Kunstgewerbevereine, veranlassen, auf das schnellste und nachdrücklichste den Spuren der heimischen Kultur nachzugehen, nachzuprüfen, was aus ihren Blütezeiten erhalten blieb, wieviel etwa weiter zu entwickeln wäre, und dann das Beste in Ausstellungen oder sonstigen Veröffentlichungen zeigen. Auch die Erzeugnisse des Hausfleißes, der Weberei, Töpferei, dann z. B. die der Schmiedekunst u. dgl. sind mit einzubegreifen. Der Deutsche Bund Heimatschutz bietet gern den Raum späterer Hefte dar, um vorbildliche Gegenstände dieser Art in den weitesten Kreisen bekannt zu machen. Kenner des Ostens scheinen mit Recht zu behaupten, daß die Mühe, jetzt derartiges zu sammeln und zu zeigen, keineswegs vergeblich wäre.

Die Dürer-Werkbund-Genossenschaft, eine Schöpfung des Dürerbundes und des Deutschen Werkbundes, gibt in Kürze ihr sog. Warenbuch heraus. Es faßt im Handel erhältliche Hausgegenstände aller Art zusammen, die wegen ihrer Güte empfohlen werden. So sehr man der ostpreußischen Bevölkerung raten kann, solche uneigennützig und auf das sorglichste vorgenommene Vorarbeit wahrzunehmen und sich dadurch vor billigem Warenhausplunder zu hüten, so sehr muß eigenstes Bemühen dazukommen. Alles Beschließen der Abwehr auswärtiger Ware, alles Wettern gegen sie bleibt vergeblich und ist kurzsichtig gedacht. Da gilt es zu handeln, wirtschaftlich zu rüsten und dann eine vernünftige Übereinkunft zu schließen mit guten fremden Erzeugnissen.

Sich klar zu entscheiden für ehrliche Angebote oder andererseits gegen auf Gewinn bedachte der einheimischen und der auswärtigen Kreise wird oft schwer fallen. Ist aber der Sinn für Gutes stark genug, dann findet sich der richtige Weg ganz von selbst, ein Weg, der dann ebenso selbstverständlich den Trieb des Eigennutzes befriedigt, soweit er noch gesund zu nennen ist. Er darf nur nicht in Geldgier und beschränkten Eigensinn ausarten.

Der ehrenhafte Friede, der uns nach diesem blutigsten Kriege winken wird, kann im glücklichsten Fall nicht solchen Goldregen über die deutschen Gaue streuen wie der Krieg von 1870/71. Das ist ein Segen für uns, denn damit bleiben uns die Erscheinungen verflachender Gründerjahre erspart. Und doch müssen die eben entwickelten Gedankengänge geäußert werden; ohne besondere Wachsamkeit und bei einem gleichgültigen Geschehenlassen

in Fragen des Geschmackes und der Gediegenheit, die mit der gesamten tieferen Lebensauffassung der Deutschen zu tun haben, würden wir allen möglichen Gefahren entgegengehen. Der Wert der Massenware und der „Mode“ ist durch diesen Krieg, so bedauerlich es auszusprechen ist, nur noch verringert. Wie könnte sonst z. B. die Andenkenindustrie mit ihren wahnwitzigen Erfindungen an Kriegserinnerungen u. ä. sich derartig der neuen, für sie zu Sensationen gewordenen Gelegenheiten bemächtigt haben! Solche Erscheinungen lassen aber unfehlbar Schlüsse auf alle anderen Gebiete zu, soweit es sich um die Bedürfnisse der breiten Masse, der höher Stehenden wie auch der einfachen Leute, handelt.

Der Ernst der großen Aufgaben verlangt diese Klarstellungen. Das deutsche Volk zeigt in seinen Werken bei all seiner unversiegbaren und sieghaften Kraft die unendlich weite Spanne von erträumter und bewußter Schönheit bis zur geistlosesten Ausgeburt eines skrupellosen Gehirns. Da gilt es nicht nur auszugleichen, sondern sich immer klarer auf die edlen Regungen zu besinnen, von denen selbst das ärmste Gemüt ein Fünkchen besitzt. Das Häßliche hat eine abwärts ziehende Kraft, die schließlich den Blick für das Rechte ganz und gar verschleiert.

Unsere Großeltern und deren Vorfahren kannten diese schweren Rätsel noch gar nicht. Diese sind erst später mit den ungeheueren Fortschritten des 19. Jahrhunderts aufgetaucht und haben dann wie Meltau alles Grünen und Blühen erstickt. Befreite uns doch diese unsere größte Zeit von dem nur scheinbar leichten und doch so gefährlichen Druck! W. L.



Abb. 110. Schlichter Denkstein unter einer vorhandenen Kastaniengruppe.

Anhang

Amtliche Veröffentlichungen und Berichte über Ostpreußen

Aus der Eröffnungsansprache des Oberpräsidenten von Ostpreußen bei der ersten Vollsitzung der Kriegshilfskommission am 12. Oktober 1914:

„. . . Die schwerste Arbeit, die uns im Osten obliegt, wird nach unserem endgültigen Siege nicht sein die Arbeit zur Wiederherstellung der wirtschaftlichen Schäden, wird nicht sein das, was sich mit Geld machen läßt, sondern sie wird darin bestehen, daß wir unsere Bevölkerung wieder stärken und festigen. Denn nur, wenn das gelingt, kann Ostpreußen seine Aufgabe, ein Hort des Deutschtums zu sein, erfüllen. Bei allen unseren wirtschaftlichen Maßnahmen müssen wir als erste Aufgabe das Ziel im Auge behalten, auch die Menschen aller Stände und Berufe als treue Deutsche, als treue Ostpreußen unserer Provinz zu erhalten und, soweit sie hinausgehen mußten, sobald als möglich in die Provinz zurückzuführen.

Der zweite Hauptgesichtspunkt unserer Arbeit muß der sein, daß wir der großen und ernsten Gefahr bei jeder solchen Aktion, Ungerechtigkeiten zu begehen und dadurch Neid und Mißgunst zu erregen, von vornherein begegnen. Bei solchen gewaltigen Aufwendungen und solchen gewaltigen wirtschaftlichen Fragen ist es beim besten und reinsten Willen nicht möglich, es allen recht zu tun, aber das Streben muß von vornherein sein, weder nach oben noch nach unten fehlzugreifen, jenem preußischen Wahlspruch „Jedem das Seine“ gemäß dafür zu sorgen, daß berechtigte Klagen über Mißgriffe möglichst eingeschränkt werden. Wie schwer das gerade hier sein wird, wird immer klarer, je tiefer man in die Dinge hineindringt.

. . . In dem Augenblick, wo der Krieg einsetzte, befand sich Ostpreußen in einer überaus erfreulichen Entwicklung seiner ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse. Gegenüber manchen anderen Provinzen mochte sein Wohlstand immer noch nicht viel bedeuten. Aber wenn man den Fortschritt gegenüber der Zeit vor 30, ja vor 10 Jahren betrachtet, so wird er nach dem Prozentsatz vielleicht gewaltiger und größer gewesen sein, als bei den meisten anderen Landesteilen. Ausgehend von einer höchst erfreulichen Entwicklung der Landwirtschaft in allen ihren Größenklassen, ausgehend von der dadurch vermehrten Kaufkraft unserer ländlichen Bevölkerung und des dadurch bedingten Emporblühens des Gewerbes und Handels, hatte sich eine Blüte in der Provinz entwickelt, die, wenn wir noch wenige Jahre guter Ernte und wenige Jahre des Friedens gehabt hätten, zu einer außerordentlich erfreulichen Zukunft geführt haben müßte. Dem ist durch den Krieg Einhalt geboten. Aber wir dürfen — das sagt uns auch das Wort unseres Königs in seiner ersten Kundgebung — den Mut nicht sinken lassen. Ostpreußen hat vor hundert und einigen Jahren Schlimmeres durchgemacht unter unendlich viel schwereren wirtschaftlichen Verhältnissen im ganzen Vaterlande. Was unsere Vorfahren damals geleistet, müssen wir auch leisten, das wollen wir uns vornehmen, unseren ostpreußischen Landsleuten immer wieder vor Augen zu halten. Wir wollen den Kopf klar, die Ruhe im Herzen und den Mut behalten, der dicht hinter dem abziehenden Feinde, wie ich das in den letzten Wochen so oft gesehen habe, schon wieder den Pflug auf das Feld führen, den Hammer auf den Amboß schlagen läßt. Wenn wir das erreichen, werden wir mit Gottes Hilfe und der Unterstützung des Staates, die uns, wie ich jetzt schon sagen darf, in großzügiger und weitherziger Weise zuteil werden soll, auch aus den jetzigen Schwierigkeiten zu einer schönen Zukunft wieder gelangen, zu einer Blüte, wie wir sie, wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre, erreicht hätten, aber vielleicht, dank größerer Geschlossenheit, größerer Einigkeit, unter noch besseren Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung unserer lieben Provinz. . . .“

Aus dem Bericht über die erste Tagung der Abteilung für den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften am 18. Dezember 1914:

Oberpräsident v. Batocki:

„. . . Neue Ortsteile haben sich im letzten Jahrhundert nur in geringem Umfange gebildet, auch die Neubauten in den letzten 30—40 Jahren, wo der für kleinstädtische Verhältnisse besonders geschmacklose Baustil der Grün-

derzeit und der Nachfolgeperiode eingesetzt hat, mit ihren geschmacklosen Stuckfassaden und ihrer häßlichen, auf großstädtische Reihenstraßen zugeschnittenen Dachform, ihrer für kleinstädtische Verhältnisse unberechtigten Stockwerkzahl, sind in den ostpreußischen kleinen Städten sehr viel seltener vertreten als anderwärts.

Diese Verhältnisse erleichtern bei den meisten kleineren Städten die Schaffung harmonischer, schlichter Städtebilder, andererseits schließt die geringe wirtschaftliche Kraft der Stadt und ihrer Einwohner jede irgendwie kostspielige Maßnahme aus und zwingt das Bessere da zurückzustellen, wo es mit irgendwie erheblichen Mehrkosten verknüpft ist.

Nicht viel anders liegt es auf dem platten Lande. Auch hier muß neben wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit äußerste Sparsamkeit die oberste Richtschnur sein, die es freilich nicht zu verhindern braucht, nach dem Auge wohlgefälligen und sich dem Landschaftsbilde anpassenden Formen zu streben. Der Krebsschaden des ganzen ländlichen und kleinstädtischen Bauwesens hat freilich bis vor kurzem weniger in der Häßlichkeit der Bauformen als in der wirtschaftlichen Unzweckmäßigkeit der Bauten gelegen, welche durch die Unzuverlässigkeit und Unkenntnis vieler kleinerer Bauunternehmer, die Sachunkunde der Bauherren, das mangelhafte Funktionieren der ländlichen und kleinstädtischen Baupolizeibehörden und das Fehlen jeder wirksamen Beratung bei der Aufstellung und Durchführung des Bauplanes bedingt war. Die von Jahr zu Jahr umfangreicher werdende Tätigkeit der vor fünf Jahren ins Leben gerufenen Bauberatungsstelle der Landwirtschaftskammer und das Eingreifen der Landesversicherungsanstalt, welche bei den von ihr beliehenen Wohnhausbauten auf verständige Ausgestaltung hingewirkt hat, haben in den letzten Jahren in dem ländlichen Bauwesen erhebliche Fortschritte erzielt. In einzelnen Kreisstädten sind in allerletzter Zeit auch Bauberatungsstellen für Stadt und Land eingerichtet, die aber noch zu neu sind, um sichtbare Erfolge zu zeitigen.

. . . Die Neueinteilung des Baubodens und des Straßennetzes, die in Gegenden mit stark steigender Bevölkerung eine bedeutsame Rolle spielt, kommt auf dem platten Lande gar nicht in Frage. Wo hier Umteilungen nötig sind, wie Ausbauten geschlossener Dorfanlagen, werden sie nur aus landwirtschaftlichen, aber nicht aus irgendwie mit dem Bauwesen zusammenhängenden Gründen zu erfolgen haben. Dagegen wird für eine Anzahl der erheblich zerstörten kleineren Städte in mäßigem Umfange eine Umlegung zur Erzielung besser abgegrenzter Freiflächen und Baugrundstücke nötig sein. Manche Städte, welche früher vor Schaffung des Eisenbahnnetzes eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung hatten, jetzt aber infolge Verschiebung des Verkehrs zu reinen Ackerstädten geworden sind, müssen dabei hinsichtlich der Zahl der Gebäude unter Umständen verkleinert werden. . . . Mit den Bauarbeiten selbst wird in großem Umfange erst begonnen werden können, wenn der Frieden gesichert oder wenigstens weitgehende Sicherheit gegen erneute feindliche Einbrüche gegeben sein wird. Wenn die spätere Wiederbevölkerung der zum großen Teil zerstörten Ortschaften aber nicht in Frage gestellt werden soll, wird ein Teil der Bauarbeiten schon im Frühjahr nächsten Jahres begonnen werden müssen, und die Materialbeschaffung hierfür wird schon in den nächsten Monaten in die Wege zu leiten sein. Eile tut deswegen not, wenn man verhindern will, daß gleich bei diesen ersten Bauten Mißgriffe vorkommen, deren spätere Wiederbeseitigung nicht angeht."

Regierungs- und Geheimer Baurat Fischer, Königsberg:

„. . . Es handelt sich in der Hauptsache um »totale Brandschäden«, wie die Bezeichnung der Feuerversicherung hierfür lautet. Während aber bei solchem Schadenfeuer zur Friedenszeit wenigstens einzelne Teile des Inneren der Häuser, Teile von Balkenlagen oder Dachstühlen, Zwischenwände u. dgl. erhalten bleiben oder in verkohlten Resten noch hier und da zu erkennen sind, so ist hier jetzt das Innere der Häuser in der Regel vollständig ausgebrannt; keine Tür, kein Fensterrahmen, kein Balken- oder Holzrest ist vorhanden, die Zwischenwände sind zusammen mit Balkenlagen und Dachwerk herabgestürzt und bilden innerhalb der Umfassungen einen wüsten Trümmerhaufen. Die Umfassungswände, Schornsteine und Giebel ragen rauchgeschwärzt empor und mußten vielfach im Sicherheitsinteresse nachträglich noch umgelegt werden. . . .

In der Hauptsache handelt es sich bisher um kleine Landstädte, deren

Plananlage in enger Bebauung und nach festem Schema aus dem Mittelalter, aus der Ordenszeit stammt. An diesem Planschema zu rütteln, verbietet sich, abgesehen von Gründen der Pietät und des Heimatschutzes, ganz einfach schon deshalb, weil gar kein Platz zu anderer Entwicklung ist. Die Städte liegen vielfach auf Landzungen oder Inseln, zwischen Flüssen, Seen und Niederungen eingekeilt, und die Plananlage ist so wohldurchdacht und zweckmäßig eingerichtet, daß sie als Vorbild für den Städtebau dienen könnte. Nur die Neuzeit, seit 1870 etwa, hat vielfach schauderhafte Zutaten und Entstellungen gezeitigt, die zu beseitigen die jetzigen Zerstörungen willkommenen Anlaß bieten könnten, wenn die verheerende Wirkung der Feuersbrünste und Geschosse sich immer gerade hierhin gerichtet hätte. Vielfach liegt freilich inmitten des großen Marktplatzes, des Ringes, der den Kern des Stadtplanes bildet, ein vielleicht schon im Mittelalter entstandener kleiner Häuserblock, in dessen Inneren es wüst aussieht, da Höfe, Abfuhrwege und Entwässerung fehlen. Wo solch ein Block zerschossen ist, wird der Wiederaufbau in Frage gestellt, da er aus Gründen der Gesundheits- und Feuerpolizei kaum wieder durchzuführen ist. Dann sind häufig auch die Einmündungen der großen Landstraßen und Chausseen so verwinkelt und schwierig, daß die jetzt eingetretene Zerstörung einzelner Hausreihen willkommenen Anlaß gibt, die Verkehrsverhältnisse zu verbessern. Oft wird sich das Stadtbild in bessere Beziehung zu der umgebenden Landschaft bringen lassen, ein hübscher Blick auf das die Stadt überragende alte Ordensschloß, auf den nahen See, auf die ehrwürdige Kirche ist freigelegt und kann durch kleine Veränderung des Straßenplanes oder der Bebauungsart erhalten bleiben. Hier überall mit sorgsam prüfendem Auge und vorsichtig anzulegender Hand bei der Neuschaffung der zerstörten Stadtteile zu wirken, wird die Aufgabe des Städtebauers sein. . . .

Wenn unsere nächste Sorge, daß wir erst glücklich in die Lage kommen, an die Arbeit heranzutreten, behoben sein wird, dann werden wir mit dem Vertrauen herangehen können, daß *unsere* Zeit die deutsche Architektenschaft für solche Aufgaben besser gerüstet und vorbereitet findet, als nach dem Kriege 1870. Wir werden uns erinnern, daß man das Alte, was gut ist, erhalten und schonen kann, ohne darauf zu verzichten, den Anforderungen nachzukommen, die die Neuzeit an das Bauen und Wohnen stellen muß."

Der Reichsanzeiger veröffentlichte am 19. Januar 1915 eine sofort in Kraft tretende Verordnung, betreffend die Förderung der durch den Krieg zerstörten Ortschaften in der Provinz Ostpreußen.

§ 1. Das Gesetz betr. die Umlegung von Grundstücken in Frankfurt a. M. vom 28. Juli 1902 (Gesetzsammlung S. 273) und das wegen Abänderung des § 13 des vorbenannten Gesetzes vom 8. Juli 1907 (Gesetzsamml. S. 259) können für den Bezirk derjenigen Städte sowie diejenigen Landgemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern, welche von der Zerstörung durch die Kriegsereignisse betroffen sind, durch den Oberpräsidenten unter Zustimmung des Provinzialrats eingeführt werden.

§ 2. Durch die Bauordnungen kann insbesondere geregelt werden: 1. die Abstufung der baulichen Ausnutzbarkeit des Grundstückes; 2. die Entscheidung besonderer Ortsteile, Straßen und Plätze, für welche die Einrichtung von Anlagen nicht zugelassen ist, die beim Betrieb durch Verbreitung übler Dünste, durch starken Rauch oder ungewöhnliches Geräusch Gefahren, Nachteile oder Belästigungen für die Nachbarschaft oder das Publikum überhaupt herbeizuführen geeignet sind; 3. der Verputz und Anstrich oder die Ausfugung der vornehmlich Wohnzwecken dienenden Gebäude und aller von Straßen, Plätzen oder anderen öffentlichen Verkehrsflächen aus sichtbaren Bauten sowie die einheitliche Gestaltung des Straßenbildes.

§ 3. Sofern es die bauliche Entwicklung erfordert, sollen die Bauordnungen für die Ausführung der Wohngebäude, besonders hinsichtlich der Standfestigkeit und der Feuersicherheit, unterschiedliche Vorschriften geben, je nachdem sich diese auf Gebäude größeren oder geringeren Umfanges beziehen.

Geben Bauordnungen für größere Bezirke gleichzeitig Bestimmungen für größere und kleinere Gemeinden, so sollen sie hinsichtlich der Höhe der Gebäude und der Geschoßzahl unterschiedliche Bestimmungen treffen, welche die besonderen Verhältnisse der Gemeinden berücksichtigen.

§ 4. Sofern die Verhältnisse es erfordern, sollen durch Polizeiverordnung für die Herstellung und Unterhaltung der Ortsstraßen abgestufte Vorschriften je nach deren Bestimmung (Hauptverkehrsstraßen, Nebenverkehrsstraßen, Wohnstraßen Wohnwege usw.) gegeben werden.

Januar 1915.

Beim Bundesrat ist die Errichtung eines Kriegsgewerbeamtes beantragt worden. Als seine Aufgaben kommen in Betracht:

1. Die Vornahme von Untersuchungen über den gesamten Umfang der wirtschaftlichen Verluste in Industrie, Handel und Handwerk;

2. die Prüfung und Abschätzung besonderer Schadenersatzansprüche geschädigter Betriebsinhaber und die Erstattung diesbezüglicher Gutachten an die Kriegshilfsausschüsse usw.;

3. die Mitwirkung beim Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, sowie nach Anhörung der Bauberatungsstellen die Heranziehung tüchtiger Architekten, Bauhandwerker und Arbeitskräfte;

4. die Wiederbesiedelung und Neubelebung verlassener Ortschaften mit Betriebsanlagen, Einrichtungen (insbesondere Elektrizität) und Personen, die dem ostpreußischen Gewerbe (der Industrie, dem Handel und Handwerk) sowie der Landwirtschaft Nutzen bringen;

5. die Vermittelung von Arbeitsgelegenheit bezw. Übertragung von öffentlichen Leistungen an einheimische Unternehmer und Lieferungsvereinigungen unter Zugrundelegung angemessener Preise;

6. die Versorgung des Gewerbes mit Handwerkszeug, Maschinen, Kohlen und sonstigen Bedarfsmitteln zur Behebung von Schwierigkeiten bei Fortführung geschädigter Betriebe.

Das Kriegsgewerbeamt soll im übrigen innerhalb seines Wirkungskreises Anträge an Behörden, Kommunalverbände und Körperschaften des öffentlichen Rechts stellen und Umfragen über gewerbliche und wirtschaftliche Verhältnisse selbständig veranstalten.

Sitzung der Kriegshilfskommission im Anfang Februar.

In Aussicht ist genommen eine Baustoffeinkaufs-Genossenschaft unter Leitung des Hauptbauamts, deren Geschäftsführer ein Kaufmann sein soll. Die Tätigkeit der Nebenstellen, die mit sogenannten Bezirksarchitekten zu besetzen sind, wird sein: Ermittelung des Tatbestandes der Zerstörung, Feststellung des Bauprogramms für die Wiederherstellung für alle einzelnen Bauten innerhalb der Grenzen eines bestimmten Bezirkes, Überwachung der Aufräumungsarbeiten, Prüfung des Bebauungsplanes und Mitwirkung bei Neuaufstellung desselben, Bauberatung bei allen Neubauplänen, Entwürfe und Kostenanschläge usw. Die Tätigkeit der Bezirksarchitekten wird sehr schwierig und verantwortungsvoll sein. Sie sollen die Treuhänder, die Vertrauensmänner des Staates, die Berater der Kommunen und der wiederaufbauenden Privaten sein.

Haushaltungskommission des preußischen Abgeordnetenhauses, 21. Februar 1915.

Der Minister des Innern berichtet über die Hilfsaktion für die Provinz Ostpreußen. Dann tritt ein Abgeordneter für die sofortige Bestellung der brachliegenden Äcker ein. Der Finanzminister führt aus, daß die Geschädigten keinen Rechtsanspruch an den Staat hätten. Der von Preußen aufzuwendende Betrag sei nicht auf 400 Millionen begrenzt, es werde erforderlichenfalls über diesen Betrag hinausgegangen. Mit dem Wiederaufbau, soweit er zur Fortführung der Wirtschaft erforderlich sei, müsse sofort begonnen werden, nur mit dem endgültigen Wiederaufbau müsse bis nach Friedensschluß gewartet werden. Die Staatsregierung gebe die Mittel zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude, behalte sich aber einen Rückgriff gegen die Versicherungsgesellschaften vor. Der Landwirtschaftsminister tritt für die teilweise Aufteilung zerstörter Domänen ein. Eine Hauptsorge bilde die Erhaltung des alten Stammes der Landarbeiter. Zur Sicherung der zweiten und dritten Hypotheken empfehle sich ein Zusammengehen des Staates und der Kommunalbehörden. Die Verbindung von Zweckmäßigkeit und Schönheit bei Errichtung neuer Gebäude wird betont.

100. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 23. Februar 1915.

Der Minister des Innern betont, daß beim Wiederaufbau große Aufwendungen auf hygienischem Gebiete

zu machen sind, vor allem, um eine gründliche Säuberung und Desinfektion vorzunehmen. Dann hebt er die Notwendigkeit der innern Kolonisation hervor. „Es ist eine schnelle Errungenschaft dieses gewaltigen Krieges, daß auch hier sich volle Einmütigkeit gezeigt hat, der Not in Ostpreußen zu steuern. Allen voran ging unser Kaiser, der nach den Siegen an den Masurischen Seen Worte tiefster Bewegung an den Reichskanzler gerichtet hat. Keiner wird vergessen, was dies schöne Land mit seiner kräftigen treuen Bevölkerung, seinen fruchtbaren Feldern, seinen Weiden und Wiesen, seinen Wäldern und Seen, seinen blühenden Ortschaften und schönen Herrensitzen gelitten hat, und jeder wird mit unserem Kaiser den tiefen Kummer teilen, der ihn ergriff, als er nun dieses schöne Land, verwüstet von einem barbarischen Feinde, wiedergesehen hat. Unsere armen Landsleute sollen sich aufrichten an der Fürsorge ihres Königs und Herrn und fest vertrauen auf sein Gelöbnis, daß alles, was Menschenkraft vermag, geschehen soll, um neues frisches Leben aus den Ruinen erblühen zu sehen."

Ein Abgeordneter betont, daß durch Frachtermäßigungen die Heranschaffung der Baustoffe zu erleichtern ist. Diesseits der Verteidigungslinie von den Masurischen Seen nordwärts der Angerapplinie bis Memel könne mit dem Aufbau sofort begonnen werden. Ein anderer Abgeordneter: Das blühende Masurenland ist nach den Worten des Kaisers eine Wüste, und diese Wüste wieder in einen blühenden Garten zu verwandeln, ist Aufgabe der kommenden Zeit. Die Provinz soll ein Grenzposten deutscher Kultur gegen den asiatischen Osten werden. Dabei müssen diese heimgesuchten Grenzen strategisch gesichert werden. — Dann wird für großzügige Siedelungspolitik gesprochen.

Zentralblatt der Bauverwaltung. 5. u. 9. Dezember 1914. Die Kriegsschäden in Ostpreußen.

Provinzialkonservator Prof. Dr. Dethleffen, Königsberg, schildert die planmäßige Vernichtung alles Zerstörbaren durch russische Brandkommandos; „was der Soldat nicht zerstörte, das wurde gestohlen und fortgeführt oder absichtlich verdorben". Nichts durfte gerettet werden. So brannte alles Brennbare bis auf die letzte Spur. Nur die kahlen Mauern stehen noch, die Giebel und die Schornsteine ragen frei in die Luft. Fast das gleiche Bild bieten die von Geschossen zerstörten Häuser und Straßen. Auf dem Lande sind die Fachwerk- und Holzbauten völlig vernichtet, nur die Schornsteine der Wohnhäuser stehen noch.

„Auffällig ist, daß die Kirchen und Denkmäler in der Regel von der Zerstörung verschont geblieben sind. Selbst auf den Marktplätzen sonst ganz verbrannter Städte stehen die kleinen Kriegerdenkmäler völlig heil und frei, wie bisher, heben die Gotteshäuser ihre hohen roten Dächer über das Ruinenmeer empor. Oft danken sie die Schonung ihrer von der Feuerzone abgewendeten Lage, oft dem großen Friedhofe, der auch inmitten des Dorfes den Brand von ihnen fernhielt. Wo sie mit verbrannten, handelte es sich meist um in der Feuerlinie der Schlacht liegende Orte; zum Glück in keinem Falle um Denkmalswerte ersten Ranges. In Allenburg ist die Kirche von den Russen verbrannt und der Turm noch besonders gesprengt, um den Unsern den hohen Beobachtungsstand zu nehmen. Das reiche, dem ausgehenden 17. Jahrhundert angehörende Inventar dieser Kirche macht ihren Untergang wohl zu dem am meisten zu beklagenden bisherigen Denkmalsverlust im Lande. Die Kirchen, die beschossen wurden, weil der Feind sie als Beobachtungsstand benutzte, sind wieder herstellbar, z. T. sogar mit verhältnismäßig geringer Mühe." Gleich den Kirchen sind auch die festen Häuser des Ordens verschont geblieben. Verbrannt ist das häßliche moderne Obergeschoß der alten Burg Tapiau. „Dessen Reste werden voraussichtlich beseitigt und durch ein schlichtes vierseitiges Satteldach ersetzt werden. Das wäre sogar eine erwünschte, durch den Krieg herbeigeführte Arbeit an einem Baudenkmal."

„Auf die dem Verkehr dienenden Bauten: Post- und Eisenbahngebäude, hatte es der Feind besonders abgesehen. Die wurden vor allem verbrannt, gesprengt." (Auch dadurch dürfte vielfach Gelegenheit zu sehr wünschenswerten Verbesserungen in künstlerischer Hinsicht geboten sein. D. Schriftltg.)

Im 2. Teile behandelt Verfasser die bereits eingeleiteten Maßnahmen

zum Wiederaufbau und die Widerstände, die sich dessen idealer Durchführung entgegenstellen. Wir können hier natürlich nur das Wichtigste der sehr gründlichen und höchst beachtenswerten Ausführungen geben:

Schon die weitgehende Beachtung städtebaulicher Gesichtspunkte wird nur in beschränktem Maße möglich sein. Ueberall steht noch Mauerwerk, vielfach die ganzen Umfassungen, so daß es nur eines neuen Daches bedarf; die Not der Zeit zwingt ohne Zweifel dazu, alle irgend noch verwendbaren Wände wieder zu benutzen. Es wird dadurch nicht nur Arbeit und Geld, sondern vor allem Zeit gewonnen: das wirtschaftliche Leben kann früher wieder einsetzen. Hierzu kommt, daß die Provinz so schon nicht in der Lage sein wird, die erforderlichen Baustoffe selbst bereitzustellen. Um so mehr wird es nötig sein, jeden schon vorhandenen Stein zu benutzen, jede noch verwendbare Mauer bestehen zu lassen. Auch die Schwierigkeiten der Hypothekenregelung kommen bei der städtebaulich wünschenswerten Umlegung von schlechtgeschnittenen Grundstücken sehr in Betracht. „Auch handelt es sich keineswegs um frei entstandene Städte mit allen Mißständen ungeleiteten Wachstums. Ganz im Gegenteil sind die Stadtgründungen der Ordenszeit nach wohlüberlegtem Plane und so zweckentsprechend erfolgt, daß es auch heute noch höchstens die hineingetragenen Fehler späterer Zeiten zu verbessern gilt und Richtlinien für das Neue zu finden, von dem wir hoffen, daß es in einer nahen, neuen Friedenszeit bald fröhlich emporwachse. Hier ist der Ort, an dem vor allem die Gesichtspunkte des Städtebaues und insbesondere der Gartenstadtbewegung einzusetzen haben und einsetzen werden."

Hinsichtlich des Baustiles „wollen alle an die alte Kunst im Lande selbst anschließen, nur je nach der Anschauung an verschiedene Zeiten. Die mittelalterliche Backsteinkunst des Ordens wird als die bodenständige dafür empfohlen und, dem heutigen Geschmack entsprechend, vor allem die Zeit um 1800. Sicherlich ist es erwünscht, an starke alte Überlieferungen anzuknüpfen. Das ist wesentlich dafür, die Bodenständigkeit und die Eigenart des Landes zu erhalten, und nach aller Tunlichkeit wird man danach verfahren. Sollte man aber darum wirklich die ästhetische Forderung so engbindend und streng umreißen? D i e P r o f a n k u n s t i m L a n d e i s t l e i d e r n i c h t r e i c h g e n u g, und nach den Verwüstungen der letzten Monate erst recht nicht, um f ü r d e n g a n z e n N e u a u f b a u g e n ü g e n d e v i e l s e i t i g e A n r e g u n g z u g e b e n. Ist das für den Bestand des Ueberkommenen auch zweifellos zu beklagen, so ist das doch vielleicht für das geplante Neue nicht in demselben Maße der Fall. Wir fordern doch sonst, daß unsere Zeit sich endlich ihrer eignen Kunst bewußt werde, daß sie ihre eigne Handschrift schreibe, daß sie sich nicht mehr sklavisch abhängig mache von der Ueberlieferung vergangener Zeiten mit ihren vergangenen Bedürfnissen. Nun, hier ist gewiß ein Feld, a u f d e m d i e s e r F o r d e r u n g s o s e h r w i e s e l t e n s o n s t g e n ü g t w e r d e n k a n n. Das Eigenartige in den Bauten eines Landes kommt nicht aus dem Anschließen an alte Formen allein; die besonderen Bedürfnisse der Bewohner, die landschaftlichen und Witterungsbedingungen des Landes, die Voraussetzungen seiner Baustoffe und seiner Landwerkskräfte, das sind die Grundlagen, aus denen sich die für jedes Land zweckmäßigsten Bauformen frei entwickeln müssen, heute geradeso, wie das je und je der Fall gewesen ist. U n t e r d i e s e m G e s i c h t s p u n k t e k a n n m a n d i e E r f a h r u n g e n d e r V e r g a n g e n h e i t a n i h r e n B a u t e n s i c h e r l i c h g a r n i c h t s o r g f ä l t i g g e n u g s t u d i e r e n, a b e r d a n n s o l l m a n u n t e r d e r e n s i n n g e m ä ß e r V e r w e n d u n g r u h i g N e u e s u n d g u t e s E i g e n e s s c h a f f e n."

Zum Schluß bespricht Verfasser den großen Mangel an tüchtigen Privatarchitekten, die sich bisher neben dem minderwertigen Unternehmertume in Ostpreußen nicht haben behaupten können und deshalb von außerhalb herangezogen werden müssen, und das Fehlen eines verläßlichen, geschulten Handwerkerstandes sowie die Notwendigkeit der Bauberatung und einer zielbewußten aber maßvollen Durchsicht der Bauordnungen nach wirtschaftlichen, technischen und städtebaulichen Gesichtspunkten.

Zentralblatt der Bauverw. S. . . . . vom 23. Januar 1915.

Reise insbesondere durch die Ortschaften Uderwangen, Abschwangen, Almenhausen, Domnau, Allenburg Gerdauen und Tapiau.

Bauberatung in zwei Dienststellen, der Oberpräsident mit seinen fachmännischen Beratern als obere Stelle vorbereitend, leitend und anregend, in Zweifel- und Beschwerdefällen schlichtend und entscheidend, und dann die Bezirksarchitekten nach vernünftigen Grundsätzen des Heimatschutzes, künstlerischer, zweckmäßiger und wirtschaftlicher Bautätigkeit wirkend. Weitergehender Einfluß als bei bisherigen Bauberatungen. Damit ihr Einfluß genügend gestärkt wird, sollen neben der Bauberatung die durch Ortssatzungen und Sonderbestimmungen zweckmäßig ergänzten Bauordnungen, und hinter ihr der Kriegshilfsausschuß als Verwalter der Entschädigungs- und Zuschußgelder stehen.

Die bisher durchweg unvermessenen Ortschaften werden vermessen.

Mitte Februar 1915.

In den Regierungsbezirken Allenstein und Gumbinnen bietet sich nach der Russenvertreibung aus den Grenzbezirken im allgemeinen kein ganz so schlimmes Bild, als man erwartet hatte. Allerdings ist die Roheit, mit der der Hausrat der Wohlhabenden wie der Ärmsten bis auf das letzte Stück zertrümmert wurde, kaum zu beschreiben. Zu Brandstiftungen ist es aber, wohl wegen der schnellen Flucht des Feindes, nicht in dem Maße wie im August gekommen.

Tägliche Rundschau vom 24. Februar 1915.

Völlig zerstört sind beim zweiten Einfall der Russen im Osten des Kreises Lötzen zahlreiche Ortschaften (z. B. Widminnen). Dort haben die Russen beim Rückzuge noch mehrere große Güter niedergebrannt (z. B. Heybutten, Berghof und Ramten). Lyck hat wiederum stark gelitten, ebenso Goldap, Stallupönen und Pillkallen.

Im Regierungsbezirk Königsberg sind insgesamt 2140 Gebäude in etwa 200 verschiedenen Ortschaften als zerstört angemeldet. 1016 Fälle in 170 Ortschaften sind Einzelschäden. Bei den Gruppen- und Reihenschäden, von denen im Regierungsbezirk Königsberg etwa 600 Gebäude in 25 Orten zu rechnen sind, ist die gleichzeitige Wiederherstellung einer ganzen Anzahl von Gebäuden verschiedener Eigentümer nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Am meisten für die Allgemeinheit kommen Blockschäden in den Städten in Frage, die sich auf 534 Gebäude in Domnau, Allenberg, Gerdauen und Tapiau verteilen.

(Aus dem Bericht des Geheimrat Fischer von der Tagung der Kriegshilfskommission, Abteilung 5, am 18. Dezember 1914.)

Neuerdings schätzt Herr Geheimrat F., daß in der Provinz 10 000 Gebäude vernichtet sind.

Eingaben zum Wiederaufbau Ostpreußens

Dezember 1914.

Die Vereinigung der Berliner Architekten richtet eine zweite Eingabe an den Reichskanzler, die für die Hinzuziehung unabhängiger künstlerischer Persönlichkeiten eintritt und gleichzeitig anregt, in die Kriegshilfskommission mehrere unabhängige, anerkannte Vertreter des Baufachs in Preußen zu berufen. Nicht nur dem Stadtplan seien neue, belebende Grundzüge zu geben, auch die dörflichen Siedelungen und Gutsanlagen müßten in allen ihren Teilen sinngemäß entwickelt werden.

Eingabe des Deutschen Bundes Heimatschutz an den Oberpräsidenten von Ostpreußen am 12. Januar 1915

Eurer Exzellenz überreichen wir in Ergänzung zu unserer früheren Eingabe* noch folgende Anregung und weisen von vorneherein auf eine geplante Zusendung des Deutschen Werkbundes in der gleichen Angelegenheit hin.

Hand in Hand mit der guten Herstellung der Baulichkeiten in Ostpreußen muß die Sorge für g e d i e g e n e s H a u s g e r ä t namentlich für den Mittel- und Arbeiterstand in Stadt und Land gehen. Wir haben heute noch trotz aller Aufklärungsversuche und praktischen Bemühungen mit technisch und geschmacklich geradezu schlechtem Hausgerät zu rechnen. Das trifft besonders auf die Leistungen der Möbeltischler zu.

Mit Bestimmtheit steht zu befürchten, daß das Mindergut an vorhandenen älteren Waren, sog. „Ladenhütern", mit sinnlos gedrechseltem

* Mitgeteilt im ersten Hefte des 10. Jahrg. der Bundeszeitschrift.

Schmuck, „Plüschgarnituren" u. dgl. aus dem Reich nach Ostpreußen abfließt. Ganze Erwerbszweige zweifelhafter Art werden schon darauf warten, derartiges, in Speichern aufgeschichtetes Zeug an den Mann zu bringen.

Ganz eindringlich muß vor allem aufmerksam gemacht werden auf die nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in kleineren Orten befindlichen Abzahlungsgeschäfte, die aller Voraussicht nach auch in Ostpreußen in Masse entstehen werden. Man hat berechnet, daß diese Geschäfte bei hohen Anzahlungssummen oft bis zu 50 Prozent über den Wert der Möbel verlangen, und weiß ja zur Genüge, daß ihre Ware alles andere als gut zu sein pflegt.*

Um nun namentlich die kleineren Leute vor Übervorteilung zu bewahren, können vielleicht kapitalkräftige gemeinnützige Vereine helfen. Vor allem müssen Bestrebungen wie die des Werkbundes, des Dürerbundes usw. nach Möglichkeit unterstützt werden.

Dem Arbeiterstand, aber auch dem Gebildeten, fehlt meist jede Urteilsgabe über die Güte des Hausgerätes. Man hat zwar häufig schon wirtschaftlich und schönheitlich gut gebaute Häuser für die bescheidensten Ansprüche; aber ihre Wohnlichkeit wird in der Regel durch den falschen Prunk und die Unzweckmäßigkeit des Hausgerätes zerstört.

Überdies muß man versuchen, der Schwierigkeit gerecht zu werden, daß die einfachsten Stände ganz einfache Gebrauchsmöbel nicht haben wollen. Die Entwürfe müssen also in der Gefälligkeit der Formen, in Schmuck und Farben vielleicht mehr dem Geschmack der kleinen Leute entgegenkommen, als um der Form und des Zweckes willen allein erwünscht wäre. Darum können solche Muster auch nur nach sorglicher Durcharbeit und unter Mitwirkung von richtigen Sachkennern mit Aussicht auf Erfolg hergestellt werden.

Das ostpreußische Handwerk, dessen sich Euer Exzellenz annehmen wollen, soll ja gekräftigt und gehoben werden; ihm wird zunächst durch möglichst weitgehendes Verbot der Einfuhr obengenannter Waren geholfen. Dann aber wird man den Handwerkern vor allem auf schnellem und eindringlichem Wege durch die nötige Belehrung zum Schaffen von preiswerten Typenmöbeln an die Hand gehen. Die oben genannten Verbände, vielleicht auch Baugewerksschulen, besonders aber die Bauberatung an Ort und Stelle, werden sich mit dieser Kulturarbeit zu befassen haben.

Der Möbeltischler hat sein Handwerk meist überhaupt verlernt und stellt in den kleinen Städten nur den Händler dar. Da er im allgemeinen kein trockenes Holz mehr halten kann, das bis zu zehn Jahren lagern muß, so wird ihm auch in der Materialversorgung planvoll nachgeholfen werden müssen. Aber man wird zur Beschaffung besonders billiger, dabei guter Möbel gar nicht umhin können, große Tischlereien und Fabriken heranzuziehen. Den jetzigen großen Bedarf an Möbeln in Ostpreußen kann das dortige Tischlerhandwerk gar nicht decken. Will es aber bei diesem gesunden Wettbewerb möglichst stark mitwirken, so muß es sich der gedachten Beeinflussung erschließen.

Die allmähliche Erziehung zu einer einfachen, in früheren Zeiten durchaus selbstverständlichen und auch für die Zukunft notwendigen Gesundung des Wohnungswesens kann dadurch bedeutend gestärkt werden. Auf diese Weise lassen sich bei planmäßiger Durchführung überdies ganz bedeutende Ersparnisse erzielen.

Im Auftrage des I. Vorsitzenden, Herrn Landrat Freiherrn von Wilmowski zu Merseburg,
der Geschäftsführer:
(gez.) Dr. W. Lindner.

Der Deutsche Werkbund hat in einer Eingabe an die zuständigen Ministerien im Januar 1915 darauf hingewiesen, daß die besten Kräfte aus ganz Deutschland (ohne Unterschied ob sie Baubeamte sind oder nicht) ausfindig gemacht und herangezogen werden sollten. Bedingung wäre, daß die Betreffenden bereit wären, ihre ganze Kraft der Aufgabe zu widmen und zu ihrer Erledigung an Ort und Stelle überzusiedeln. Am besten werde jedem derselben eine bestimmte Aufgabe, etwa die Leitung des Wiederaufbaus einer Ortschaft, eines Stadtviertels oder eines Straßenfeldes, überwiesen, für die er unter der Ober-

* Die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft in Falkenberg bei Grünau berechnete seinerzeit einen noch weit höheren Prozentsatz.

leitung einer Zentralstelle arbeitend, persönlich verantwortlich zu machen wäre. Auch die Wiederausstattung mit Mobiliar und Hausgerät muß vorbildlich geschehen. Durch Kataloge, Musterentwürfe und Einrichtung von Verkaufsstellen einwandfreier Erzeugnisse muß der drohenden Überflutung mit minderwertigen Massenerzeugnissen und rückständigem Schund vorgebeugt werden.

Eine Eingabe des Vorstandes vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieurvereine vom 22. Januar 1915 bezweckt, den nach Ostpreußen zu berufenden Baubeamten eine der Architektenschaft würdige Stellung zu sichern. Sie will zugleich Übelständen vorbeugen, deren Auftreten zu befürchten wäre, falls bei der zu erwartenden regen Bautätigkeit und Rückkehr geordneter Zustände ungeeigneten Elementen des Unternehmertums nicht von vornherein die nötigen Schranken gezogen würden.

Zeitungsstimmen zum Wiederaufbau Ostpreußens

Der Tag. Berlin, 10. Dez. 1914.

Graf von Mirbach-Sorquitten hat dem Kgl. Staatsministerium den Antrag unterbreitet, „eine umfassende Elektrisierung von Ostpreußen als besondere Dotation für die so überaus schwer geschädigte Provinz in Aussicht zu nehmen". In der Begründung wird auf den seit Jahren herrschenden und durch den Krieg weiter verschärften Arbeitermangel und auf den in absehbarer Zeit kaum zu behebenden Mangel an Pferden hingewiesen, die eine Wiederbelebung der wirtschaftlichen Tätigkeit in Ostpreußen verhindern müssen und nur durch eine großzügige Elektrisierung rasch wenigstens annähernd ausgeglichen werden können. Soweit die vorhandenen Wasserkräfte nicht ausreichen, würden die sehr bedeutenden Torflager Ostpreußens dafür in Anspruch zu nehmen sein. Da die Anlagen aus Staatsmitteln hergestellt den besonders schwergeschädigten Landesteilen für einige Jahre kostenlos, allen aber zu günstigen Bedingungen überlassen werden sollen, wäre von vornherein beste Gelegenheit geboten, auch diese Anlagen unter die künstlerische Obhut der mit dem Wiederaufbau zu betrauenden Architekten zu stellen und so rechtzeitig einer Verunstaltung der Orts- und Landschaftsbilder vorzubeugen.

Archiv für innere Kolonisation. Dezember 1914.

Dr. Keup-Frankfurt a. O., fordert, daß ein nicht zu geringer Teil der zerstörten ostpreußischen Großgüter nicht wieder aufgebaut, sondern nach geschlossenem Frieden möglichst dicht mit Bauern besiedelt werde. Ein entsprechender Antrag von der Gesellschaft für innere Kolonisation wurde beim Landwirtschaftsminister eingereicht. Der Landflucht muß durch das Schaffen von Neusiedelungen entgegengetreten werden. „Kein besserer Wall als breites Bauerntum entlang der östlichen Grenze kann uns vor dem Einbruch neuer slawischer Sturzfluten schützen."

„Bauwelt" Nr. 8 vom 12. Nov. 1914 zeigt Notbauten für ostpreußische Landwirte, vor allem auch transportable Wohnhäuser nach Entwürfen von Architekt Bruno Taut, Berlin. Dieser Beitrag hat vor allem den Zweck, auf die Notwendigkeit aufmerksam zu machen, auch solchen Notbauten äußerlich und innerlich eine wohldurchdachte, von Willkür und Häßlichkeit freie Form zu geben.

„Ostpreußische Baufragen", Professor Osterroht, Königsberg, in der „Bauberatung" Nr. 9, 30. Dez. 1914, Beiblatt der „Bauwelt".

Gezeigt und erläutert wird der vom Verfasser ausgeführte Neubau eines Wohnhauses mit Stall und Scheunenbau in Sch. bei Königsberg mit Pfannendach, dabei gewissenhafter rechnerischer Vergleich der Ausführung mit Pappdach. Das Haus mit Pfannendach stellt sich nur um etwa 5 Prozent teurer, was durch die größere Dauerhaftigkeit allein schon reichlich ausgeglichen ist. Die Vor- und Nachteile beider Deckungsarten auch hinsichtlich des Nutzraumes werden abgewogen.

Ferner sind einige praktische Winke gegeben für die Anordnung der Schornsteine, der Lichtquellen, der Decken für Ställe.

Crossen 1715—20 von landfremden Künstlern erbaut. Die Anlehnung an Heiligenlinde ist unverkennbar. Beide Bauten, von denen der letztere bedeutender ist, sind in Ostpreußen Fremdlinge.

Spiegel Rheinischer Bauart, Düsseldorf. 6. Jahrg., Nr. 6, Dezember 1914. Dr. Ing. Hermann Hecker, B. D. A.

Unter dem Titel „Westdeutsche Betrachtungen über ostpreußische Baufragen“ mahnt der Verfasser zur Nutzanwendung — nicht etwa mißverständlicher Übertragung — der im Westen gemachten Erfahrungen. Technik und Kunst, Wirtschaftlichkeit in jeder Hinsicht und rechtliche Grundlagen müssen gleichwertig und einheitlich behandelt werden. Eile tut not, aber keine Übereilung. Im Interesse des raschen Wiederaufstehens des Wirtschaftlebens und aus wirtschaftlichen Gründen wird man das noch Vorhandene möglichst verwerten und vielfach provisorische Unterkunft für Menschen und Vieh schaffen müssen. Provisorische Bauzustände, die dem gegenwärtigen Bedürfnis genügen, sind zulässig, wenn die weitere Entwicklungsmöglichkeit durch entsprechende wirtschaftliche und rechtliche Maßnahmen gesichert ist, und wenn der provisorische Zustand berechtigten architektonischen Anforderungen genügt. Malerische alte Orte zeigen vielfach, wie man gerade unter provisorischem Anpassen an das augenblicklich Notwendige und durch allmähliges Ergänzen und Vervollkommnen Stimmungswerke von hoher künstlerischer Bedeutung schuf, weil jeder die künstlerische Gesamtentwicklung dabei im Auge hatte. Auch geringwertige Baustoffe soll man so zusammenfügen, daß eine anständige Haltung gewahrt wird. Sonst wird das Pfuschertum aller Art gestärkt, während es doch eine der Hauptaufgaben des Wiederaufbaus sein muß, einen leistungsfähigen, ansässigen Baugewerbe- und Handwerkerstand heranzuziehen. Auch das spricht für allmählige Ausführung der Arbeiten; ebenso, daß es sich nicht um eine genaue Wiederherstellung des alten Zustandes, als vielmehr um eine Anpassung an die neuen Erfordernisse handelt, die erst nach Beendigung des Krieges voll hervortreten können. Art, Zeitpunkt und Höhe der zu gewährenden Entschädigungen, Erhaltung oder Übertragung der alten Hypotheken sind als Sanierungsarbeiten größten Maßstabes zu behandeln. Bei allen rechtlichen Maßnahmen ist weise Mäßigung in der Anwendung von Zwang zu empfehlen, damit nicht ein zu scharfes bürokratisches Vorgehen das Besiedelungs- und Wohnungswesen schädigt, und zu weit gehende Zukunftspläne die verfügbaren Mittel übersteigen und auf Jahrzehnte hinaus Lasten aufbürden statt der beabsichtigten Erleichterungen.

Tonindustriezeitung vom 29. Dezember 1914. Regierungs- und Baurat a. D. Hasak, Berlin.

„. . . Gerade die reizenden Staffelgiebel aus Backstein, die zierlichen Erker, die kecken Umrisse aller Dächer und Schornsteine sämtlicher Bürgerhäuser bilden den hohen Reiz der belgischen Städte Straße auf, Straße ab. Sie schmückten früher auch alle Städte des Niederrheins . . . Auch die meisten Städte der Nord- und Ostseeküsten! Warum soll Ost- und Westpreußen diesen Reiz nicht ebenfalls besitzen? Oder richtiger: warum soll es ihn nicht wiederhaben? Denn besessen hat es ihn ebenfalls. Das zeigen noch die vereinzelten Reste in Danzig, Elbing Thorn . . . Der Staat sorgt für gute Entwürfe von Haus- und Straßenansichten . . . Er schreibe einen allgemeinen Wettbewerb aus für Dreifenster-, Vierfenster- und Fünffensterhäuser mit und ohne Giebel, mit und ohne Läden, mit und ohne Erker . . . Können 2—300 solcher Hausansichten beschafft und angekauft werden, um so besser . . .“

Der Deutsche Bund Heimatschutz hält beide Vorschläge für durchaus unangebracht. Seine Gründe hierfür ergeben sich aus dem ganzen Sinn und Inhalt dieser Schrift. Wie verträgt sich übrigens der erste Vorschlag mit dem Buch „Heimische Dachformen“ vom gleichen Verfasser, das unter diesem Stichwort die weiteste Verbreitung des flachen Daches anempfahl?

Preußisches Verwaltungsblatt. Stadtbaurat Fritz Beuster. 19. Dez. 1914.

Das Reich kann und muß für die Hingabe der öffentlichen Gelder verlangen, daß diese mit dem größtmöglichen wirtschaftlichen und kulturellen Erfolg verwandt werden. Die weiteren Vorschläge gehen vor allem darauf hinaus, die Zusammenfassung der Exekutive in eine Zentralstelle und von ihr ressortierenden Bezirksstellen zu empfehlen. Letztere sollen besetzt sein mit starken, mehr privatwirtschaftlich gerichteten Persönlichkeiten. Ihre Loslösung von langen amtlichen Instanzenwegen und richtige Abwägung zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung sichern eine schnelle und erfolgreiche Abwicklung der Geschäfte.

Neue Aufgaben des Städtebaus unter besonderer Berücksichtigung Ostpreußens in Nr. 8 der Städtezeitung vom November 1915 von Kgl. Vermessungsdirigenten Abendroth in Berlin.

Der Verfasser verlangt im Einzelnen: die weitestgehende Rücksichtnahme auf die Örtlichkeit und auf das Überlieferte, gute Be- und Entwässerungsmöglichkeit mit klarem Bedacht auf die landwirtschaftlichen Bedürfnisse, dem Anschluß an das Landstraßen- und Eisenbahnnetz, gesunde Wirtschaftlichkeit des Bebauungsplanes, und zwar richtige Verteilung von Großzügigkeit und Sparsamkeit, die erleichterte Verteidigungsmöglichkeit der Städte, sich in jedem Fall loslösen von der Schablone.

In der Zeitschrift „Der Deutsche Tischlermeister“ (Berlin 29. Januar 1915) ist ein Aufruf an das deutsche Handwerk und besonders das deutsche Tischlergewerbe erschienen, geschlossen und in ebenbürtigem Wettbewerbe neben dem Großgewerbe an der Arbeit in Ostpreußen teilzunehmen.

Der „Tag“ vom 9. Februar 1915. Regierungspräsident a. D. Dr. W. Stockmann, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat.

Notwendigkeit baldiger Zurückführung der ostpreußischen Flüchtlinge und schnellen Handelns beim Wiederaufbau. Eine Reihe weiterer wirtschaftlicher Bedingungen zur Förderung der Provinz genannt, wie Unterstützung leistungsschwacher Schulverbände. Kriegsgefangenenbetätigung an Meliorations-, Eindeckungs- und Hochwasserregulierungsarbeiten. Bau des masurischen Kanals. Kanalisierung des Pregels. Wiederbelebung der ostpreußischen Pferdezucht.

Februar 1915.

Der Kunstgewerbeverein für Ostpreußen befaßte sich in einer Sitzung unter Leitung des Professors Rodemeyer lebhaft mit der Frage des Zusammenschlusses der Handwerkerkreise und der künstlerisch veranlagten Kräfte in der Provinz für die Aufgabe der Wiederherstellungsarbeiten.

Januar 1915.

Die Deutsche Freie Architektenschaft tritt dafür ein, daß den freien Berufsständen, insonderheit den Privatarchitekten, nicht das Brot durch die sich in wirtschaftlich gesicherter Stellung befindlichen Beamten entzogen wird, und daß die in Ostpreußen ansässigen Baukünstler in erster Linie berücksichtigt werden.

Magdeburger Zeitung vom 20. Januar 1915.

Bei allen freiwilligen, aber nicht auf irgendeiner Verpflichtung beruhenden Auszahlungen zum Wiederaufbau ist die Zusicherung des Empfängers einzuholen, daß er sich einer künstlerischen Gesamtidee unterordnen will.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Prof. Paul Schultze-Naumburg. 24. Dezember 1914.

G a n z D e u t s c h l a n d h a t d i e L e h r e n , d i e s i c h a u s d e r z u l e i s t e n d e n K u l t u r a r b e i t o f f e n f ü r d a s g a n z e V o l k e r g e b e n w e r d e n , d r i n g e n d n o t w e n d i g. Ist die Armut Ostpreußens an alter architektonischer Kultur eine Ausnahme in den Provinzen Deutschlands, so kann die Entstellung durch die neuere Bautätigkeit leider nicht zu den Ausnahmen gerechnet werden. Zweifellos wird auch beim Wiederaufbau Ostpreußens die schon etwas überlebte Frage wieder auftauchen: Sollen die Bauten „modern“ oder „traditionell“ werden. Diejenigen, die sich für eins dieser Schlagworte entscheiden, werden damit zeigen, daß sie doch noch nicht ganz in den eigentlichsten Sinn der Frage eingedrungen sind, sondern sich noch mit Begriffen herumschlagen, die richtiger mit „noch nicht dagewesen um jeden Preis“ und mit „Romantik“ bezeichnet werden sollten. Vor beiden möge ein gutes Geschick die Zukunft Ostpreußens bewahren.

Die Freunde der Überlieferung haben die Berechtigung der Forderung zugegeben, daß keine alten Formen gleichsam bloß als leblose Hüllen ohne innere Notwendigkeit nachgeformt werden dürften, sondern in der lebenden Kunst nur dann weitere Berechtigung hätten, wenn sie sich aus gleichen Bedingungen ganz von selbst ergäben, daß sie dann allerdings nicht künstlich gemieden werden sollten. Andrerseits erkannten auch die „Modernen“, daß sie den meisten, ganz natürlichen Formen bloß deswegen im weiten Bogen aus dem Wege gegangen wären, weil ihr Glaubensbekenntnis es ihnen verboten hatte. Auch der Heimatschutz wird

nur dann die große Aufgabe in seinem Sinne gelöst sehen, wenn jedes Bauwerk zwar durchaus aus seinem Zweck und Ziel heraus entsteht, das Ganze aber trotzdem seine Herkunft und seinen Boden nicht verleugnet. indem es alle noch lebenden Überlieferungen fortführt und den Werken dadurch ein inneres Leben verleiht, das kalte internationale Konstruktionen nie besitzen können, die ebensogut in irgendeinem andern Teile der Welt stehen könnten.

Königsberger Hartungsche Zeitung vom 31. Dezember 1914.
Stadtgärtner Schirmer aus Insterburg hat bei den Provinzialbehörden die Einrichtung einer Zentralstelle für volkstümliche Gartenkunst und Landesverschönerung in Königsberg beantragt, die beim Wiederaufbau mitwirken soll „indem sie die ganze Provinz einheitlich mit volkstümlicher Gartenkunst versieht". In dieser Fassung erscheint uns der Plan nicht unbedenklich; es wird wohl auch richtig nur eine verständnisvolle Unterstützung bezw. Wiederbelebung der bei der sehr verschiedenen Bevölkerung und Bauweise naturgemäß recht verschiedenen Überlieferungen gemeint sein.

„Bauwelt", Gartenbaudirektor Lesser, Berlin, 14. Januar 1915.
Die Hausgärten in Ostpreußen sollen einfach und schlicht sein und der Wirtschaftlichkeit dienen, zu deren Erreichung fachmännischer Rat gehört.

„Über Land und Meer", Geh. Reg.-Rat Hermann Muthesius, Berlin, Nr. 9, 1915.
„In Ostpreußen ist jetzt schon die Bautätigkeit eingeleitet; wie sie sich in Belgien gestalten wird, ist jetzt noch nicht abzusehen. In dieser wiederaufbauenden Tätigkeit liegt nun die erste Arbeit des neuen Deutschland vor. Es wird darauf ankommen, sie in derselben Großzügigkeit zu erledigen, dieselbe vollendete Organisation an ihr zu betätigen, von der unsere militärische und wirtschaftliche Rüstung ein so glänzendes Zeugnis abgelegt haben . . . Die Grundsätze des Heimatschutzes bestehen nicht so sehr in der Wiederholung der bisher an einem Orte üblich gewesenen guten oder weniger guten Bauformen als vielmehr in einer sinngemäßen Fortführung der örtlichen Bauüberlieferung im Geiste der Gegenwart . . . Sache des Heimatschutzes ist es jedoch, dafür zu sorgen, daß die Erscheinung auch eines neuartigen Baues sich dem Ortscharakter in einer Weise einfügt, daß Härten vermieden werden."

Straßburger Post. Straßburg i. E., 2. Februar 1915.
Die Maßnahmen für Ostpreußen regen vor allem die Schaffung einer Landesbauordnung für Elsaß-Lothringen an, die dort im Gegensatz zu den meisten deutschen Bundesstaaten bis heute noch fehlt.

Tägliche Rundschau vom 1. Januar 1915.
Der Landrat des Kreises Fallingbostel hat 2000 Kriegsgefangene zu Moorkulturarbeiten eingestellt. Die bisher gemachten Erfahrungen sind zufriedenstellend. Man muß erwarten. daß von den zuständigen Verbänden die überaus günstige Gelegenheit zu einer Landesmelioration im großen Stile nicht verpaßt wird. Es handelt sich besonders um Russen die schon in Friedenszeiten häufig zu Wasserbauarbeiten in Deutschland herangezogen werden mußten. Die Schwierigkeiten hinsichtlich Unterkunft und Überwachung der Gefangenen sind nicht unüberwindlich.

„Dekorative Kunst". Professor Paul Schultze-Naumburg. 19. Februar 1915.
„. . . Der Aufbau eines großen Teiles einer ganzen Provinz ist eine so gigantische Aufgabe, wie sie der Baukunst kaum jemals vorher gestellt worden ist . . . Es ist entscheidend, daß der preußische Staat selbst die Aufgabe in dieser Weise auffaßt und nicht so, wie es vor 20 Jahren geschehen wäre, daß man nämlich die Summe bewilligt und dann dem Einzelnen überlassen hätte, zusammen mit einem mißleiteten Unternehmertum irgend etwas zusammenzubauen, da das wahrscheinlich einer endgültigen Entstellung des Landes gleichgekommen wäre. Es ist heute eine über den Rahmen der Fachkreise hinaus bekannte Tatsache, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts für das allgemeine Bauwesen einen bisher unerhörten Tiefstand bedeutet. Erst die letzte Zeit brachte mit ihrer großen Bewegung auf dem Gebiete der Architektur und des Kunstgewerbes eine Besserung, wenn auch die Kreise, die am

namhaftesten das Bild des Landes gestalten, die Unternehmerkreise, am langsamsten von dem Umschwunge berührt werden.

Deutschland wird zeigen müssen, was für ein Gesicht es nach dem Kriege hat, und ob in dem zu beginnenden Werke das neue Deutschland sichtbaren Ausdruck finden soll . . ."

„Das Land" Prof. Robert Mielke, 23. Jahrg. Nr. 4 vom 15. November 1914.

„Dorf und Bauernhaus in Ostpreußen."

Der gute Kenner ländlicher Verhältnisse in Deutschland verbreitet sich knapp und doch eingehend über die Siedelungsweise und die verschiedenen Dorftypen, denen entsprechend sich auch die Bauernhäuser deutlich als deutsch, litauisch und masurisch unterscheiden. Sind schon die alten Dorfanlagen durch Neuerungen und wechselvolle Einflüsse stark verwischt, so ergeben sich auch für die Hausarten gerade aus den noch vorhandenen Altertümlichkeiten große und vielfach unabweisbare Gefahren, daß die stammesartlichen Erinnerungen durch eine rationelle neuzeitliche Bauart hinweggespült werden. Daher ist bei der Herstellung der neuen Bauten nach Möglichkeit der geschichtlichen Erscheinung Rechnung zu tragen. Am meisten ist das litauische Haus bedroht, obwohl es künstlerisch sowohl als Haus des Kleinbauern wie als Fischerhaus des Memeldeltas ein ganz hervorragend schöner Bau ist. Besonders in Litauen benutzt die Fischerbevölkerung die winterliche Ruhezeit zur Pflege eines hochentwickelten Hausfleißes. In diesen Dörfern waltet ein geradezu erstaunlicher Kunstsinn, der sowohl in der ausgezeichneten, meist Block- oder Bohlenbau-Technik als auch besonders in dem feinen Farbenempfinden am Hause und in den Fußboden-Teppichen Ausdruck findet. Während die Frauen weben, schnitzen die Männer allerlei Holzgeräte, die sie auch bemalen. Aus dieser Hauskunst heraus erwuchs eine besonders behagliche Wohnfreude.

Beim polnisch-masurischen Hause sind die architektonischen Ausdrucksmittel bescheidener; doch geben Giebelverbretterung und das weit vorspringende Dach sowie der Eingang auf der Traufseite und der durchgehende Flur mit der großen „schwarzen Küche" ihm besondere Art. Gerade das auch dem litauischen Hause eigene weit vorspringende Dach hat zu einer ständerartigen Verstärkung der Giebelwände Anlaß gegeben. Im hügeligen Ermlande ist dem Eingange noch eine mächtige, auf Pfosten ruhende, in Fachwerk reicher ausgebildete Laube vorgelegt.

Diese Erscheinungen ostpreußischer Volkskunst zeigen, daß das Land reich ist an eigenen künstlerischen Formen.*

„Die Grenzboten", Berlin. A. G. Jäger. 27. Januar 1915.

„. . . Zum erstenmal ist hier weitesten Kreisen deutscher Bautechnik, Architektur, dem Kunstgewerbe und der Verwaltungstechnik die kaum jemals wiederkehrende Gelegenheit gegeben, ein gewaltiges Werk deutscher Besiedlungskunst aufzurichten, das für alle Zeiten und Völker ein unvergängliches Denkmal der Kultur unserer Zeit in des Wortes umfassendster Bedeutung darstellen wird. Alle wesentlichen Erkenntnisse und Erfahrungen, die bisher nur in Einzelerscheinungen, auf das ganze Reich zerstreut, zum sichtbaren Ausdruck gelangen konnten, werden zweifellos ein Gesamtbild von überwältigender Schönheit und bestmöglicher Zweckmäßigkeit schaffen. . . . Die sich besonders in ländlichen Bezirken der Umgebung meist so glücklich anpassenden und daher malerisch wirkenden ostpreußischen Siedlungsbilder sind vielfach von einem grobfühligen, künstlerisch sterilen Unternehmertum verschandelt worden. In der staatlichen Organisation ist daher Vorsorge getroffen, daß Großgrundbesitzer, die neu bauen müssen, ihre technischen und künstlerischen Berater ebenso finden werden wie der einfache Landwirt, der früher sein blindes Vertrauen in den Geschmack- und Schönheitssinn des ausführenden Bauunternehmers gewöhnlich erst beim Richtfest schmählich getäuscht sah und seufzend resignierte. . . . Während einerseits räumlich unzureichende und unzweckmäßig eingerichtete Ge-

---

* Vergl. vor allem „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten", herausgegeben vom Verbande Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Verlag Gerhard Kühtmann, Dresden, 1906; darin Provinz Ostpreußen, bearbeitet von Richard Dethleffsen.

bäude den Gutswert erheblich beeinträchtigen, sind andererseits überzählige und prunkvoll ausgeführte Gebäude eine schwer drückende Last, selbst wenn sie mit Staatsbeihilfen erbaut wären. Bei kostspieligen Bauten kann die gesamte Gutsrente durch die Gebäudemiete verschlungen werden. . . . Um der Provinz wieder viele Tausende Arbeitskräfte zuzuführen, bedarf es vor allem einer Reform der bisherigen Landwirtschaftspolitik und einer nach neuen Gesichtspunkten umgestalteten sozialpolitischen Gesetzgebung, um einerseits eine gute Verteilung des kulturfähigen Grundeigentums und höchstmögliche, nachhaltige Verwertung der landwirtschaftlichen Produktionskräfte herbeizuführen, andrerseits die wirtschaftliche und soziale Lage der — seien wir ehrlich! — doch ein wenig stark vernachlässigten ostpreußischen Gutstagelöhner, Instleute, Kätner usw. zu bessern. . . . Was den landwirtschaftlichen Arbeitern in allen anderen Gauen möglich ist, nämlich die Erlangung einer kleinen Gutswirtschaft als Eigentümer oder Pächter, ist im Osten direkt unmöglich, da hier im allgemeinen nur große Güter und größere Bauernhöfe bestehen. . . . Es fehlt in Ostpreußen . . . an einem lebens- und leistungsfähigen Kleingrundbesitz. . . . Diesen könnte die Bildung gemeinrechtlicher Eigentumsgüter, Rentengüter, Erb- und Zeitpachtgüter durch größere Grundbesitzer, besonders Gesellschaften nach Art der englischen Landbaugesellschaften, von Staat oder Kommunalverbänden fördern. . . . . Das Heil und die Zukunft Ostpreußens hängt von einer glücklichen Inspiration und frischen Initiative der Regierung in dieser Hinsicht ab. . . . Von einem Eindringen der Industrie in den Osten sind nur willkommene und segensreiche Wirkungen zu erwarten. . . . Der Generalkommission wäre noch ans Herz zu legen, jedem Industriearbeiter den Erwerb eines kleinen Stückchen Landes zu ermöglichen. . . .“

Besprechungen ostpreußischer Bücher

Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen. Mit Unterstützung der Kgl. Preuß. Staats-Regierung und des Provinzialverbandes Ostpreußen gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von Richard Dethlefsen, Kgl. Baurat, Provinzialkonservator der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Ostpreußen. Verlag von E. Wasmuth A.-G., Berlin. Preis 7.50 Mk.

Für den planmäßigen Wiederaufbau der im Kriege zerstörten unzähligen Dörfer Ostpreußens unter verständnisvollem und zeitgemäßem Anschluß an die landeseigentümliche Überlieferung bietet das schon vor einigen Jahren erschienene Buch eine wertvolle Unterlage. Auf 66 Textseiten und 32 Tafeln ist hier der leider schon damals stark zusammengeschmolzene Bestand an alten Holzbauten dargestellt, die eine zwar hier und da vom deutschen Stammlande beeinflußte, aber infolge der abgeschlossenen Lage und der eigenen klimatischen Verhältnisse doch vorwiegend selbständige Entwicklung erkennen lassen und große Reize namentlich in der Durchbildung der Einzelheiten aufweisen.

Obwohl von den ältesten auf uns gekommenen Gebäuden nur ganz wenige älter sind als 200 Jahre, dürften sie doch als Vertreter einer sehr alten Bauweise anzusprechen sein, die Jahrhunderte hindurch in ganz gleicher Weise geübt worden ist. Der Holzbau hat sich in Ostpreußen, besonders in Litauen und Masuren, auch in den Städten länger gehalten, als im übrigen Deutschland. So berichtet Gilbert de Lannoy Anfang des 15. Jahrhunderts, daß Wilna, die Hauptstadt von Litauen, zwar ein paar Kirchen aus Backstein habe, alles übrige aber aus Holz gebaut sei, selbst das Kastell und seine maueráhnlichen Bollwerke; ebenso Trakehnen und Posen. Selbst heute finden sich vereinzelt noch in den Städten kleine Blockhäuser (Allenstein, Bischofstein, Marienburg). Auf dem Lande hat erst in neuerer Zeit der Ziegelbau die altüberlieferten Bauweisen: Blockbau, Fachwerkbau (zum Teil mit Reisigflechtwerk und Lehmbewurf, und gelegentlich auch Lehmpisee, zu verdrängen begonnen. Anschaulich schildert Dethlefsen die Einzelheiten der Konstruktionen, wie die besonderen Typen, Dorfkrug, Schmiede, Backhaus, Mühle, Brunnen und Bierruthenberg (überdachter Heuschober) und den eigenartigen, vielfach an flämische, auf dem Seewege überkommene Formen anklingenden Hausrat. Die zeichnerischen Aufnahmen sind eingehend genug gegeben, um als Anregungen und Vorlagen für neue Arbeit im Geiste der Überlieferung zu

dienen. Besonders wünschenswert erscheint dies hinsichtlich der reizvollen Einzelheiten der alten Giebelverzierungen, der Laubenpfosten, der Türen, Geräte und Schränke und der hölzernen Grabpfosten, die früher teils von den Bauern selbst, teils von ländlichen, von Hof zu Hof ziehenden Handwerkern gefertigt sind.

Für Kulturgeschichte und Heimatkunde von höchstem Interesse und für die Wahrung der Landeseigentümlichkeiten beim jetzigen Wiederaufbau natürlich von größtem Werte ist die Schilderung der in den einzelnen Gebieten vorhandenen starken Abweichungen. So sind in Litauen drei wesentlich verschiedene Bauweisen zu verzeichnen, die des eigentlichen Bauern, die des Fischers am Festlandsufer des kurischen Haffs und die der kurischen Nehrung. In Masuren stehen schon im 14. Jahrhundert von deutschen Kolonisten angelegte Straßendörfer neben ganz unregelmäßigen Anlagen der einheimischen Bevölkerung und den einreihigen Fischerdörfern an den Ufern der Seen. In Samland, Natangen und Barten, dem alten Grenzgebiet des vom Orden völlig kultivierten Landes, treffen die Einflüsse der verschiedenartigsten Besiedelungen, germanische, masurische und litauische aufeinander, und Durchdringungen und Kreuzungen der Bauweisen der Nachbargebiete kommen überall vor. In Ermland, wo sich große, blühende Dörfer entwickelt haben, ist auf den ursprünglichen Lübecker und schlesischen Einfluß ein starker polnischer gefolgt. Es sind nur Straßendörfer vorhanden, in denen das Vorlaubenhaus typisch ist, von dem aber im Oberlande, dem ältesten deutschen Siedlungsgebiete, weitaus die meisten und schönsten Beispiele erhalten sind. Im Oberland, das mit seinen fruchtbaren Feldern zwischen Hügeln und von Rotbuchenwäldern umgebenen Seen das landschaftlich abwechslungsreichste Gebiet Ostpreußens und dem deutschen Stammlande am ähnlichsten ist, sitzen Einwanderer der verschiedensten deutschen Stämme wie aus den Niederlanden (daher der Name Preußisch-Holland, und sie haben wohl die bemerkenswertesten Bau- und Schmuckformen des ganzen Lnades entwickelt.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt die Holzkirchen und hölzernen Glockentürme, die ältesten vorhandenen Beispiele der Holzbaukunst, von denen keine nach 1752 vollendet ist. Auch einige Steinkirchen haben Holztürme, die sich zum Teil durch die gute Form ihrer Hauben auszeichnen und wesentlich zur anmutigen und malerischen Wirkung der schön gelegenen Kirchen beitragen.

Wieviel von den alten Holzbauten, die Dethlefsen verzeichnet, nun in diesem Kriege zugrunde gegangen ist, läßt sich noch nicht übersehen. Ob die reine Holzbauweise auch nur in einzelnen Gebieten weiterzuführen und vielleicht stärker zu beleben möglich ist, erscheint fraglich. Aber aus dem alten Bestande ergeben sich so viele eigenartige, auch für eine den neuen Verhältnissen entsprechend abgeänderte Bauweise nutzbare Anregungen, daß das Buch jetzt von allen Beteiligten gründlich zu Rate gezogen werden sollte.

C. Zetzsche

Dr. Heß von Wichdorf, Masuren, Skizzen und Bilder von Land und Leuten. (Union Deutsche Verlagsanstalt Berlin, Leipzig, Stuttgart 1915.) Preis: voraussichtlich 4,50 M. Mit 52 Bildern, zahlreichen Zeichnungen und 1 Karte von Masuren.

Im Kürze erscheint in gediegener Ausstattung dies Buch über Masuren, dessen Verfasser einer der besten Kenner des Landes und seiner Bewohner ist. In den letzten 12 Jahren hat er Ostpreußen in allen seinen Teilen amtlich bereist und vor allem Masuren eingehend durchforscht. Bald wohnte er in kleinen, verträumten Städten im Banne altersgrauer Ordensburgen und lernte dort die Gestalten der ostpreußischen Stadtbevölkerung mit ihrer aufrichtigen, frohen Lebensart kennen, bald lebte er draußen auf dem Lande auf ausgedehnten Gütern, auf großen Bauernhöfen und in weltfernen Dörfern inmitten tätiger und pfiffiger masurischer Bauern, bald erforschte er die weiten masurischen Forsten und Seengebiete bis in die entlegensten Winkel. Lebendig wird der große wirtschaftliche Aufschwung Masurens im Laufe der letzten zehn Jahre geschildert, den der Verfasser selbst in allen Stufen miterlebte.

Das Buch ist keine trockene Zusammenstellung von Tatsachen, wie man sie oft in ähnlichen Werken findet. In fesselndem Erzählerton, oft mit Humor durchwürzt, vermittelt der Verfasser dem Leser eine lebenswarme, tiefempfundene Anschauung von Land und Leuten in Masuren. Besonders schön ist die Schilderung der masuri-

schen Seen und ihrer landschaftlichen Reize. So kann eben nur ein geborener Naturforscher fühlen und beobachten, nur einer, der mit der Natur auf das engste verwachsen ist und die mannigfachen Erscheinungen nicht nur mit den Augen sieht, sondern auch ihre tieferen Ursachen ergründet. Wenn Gewitter und Wirbelstürme in Masuren dargestellt werden, fühlt sich der Leser selbst mitten in das Land hinein versetzt. Man lernt die Merkwürdigkeiten von Pflanzen- und Tierwelt kennen und die eigenartige landschaftliche Beschaffenheit von Masuren. Ein weiterer Abschnitt macht mit den Bodenschätzen dieser Gegenden bekannt und wirft neue Schlaglichter auf die Möglichkeiten der zukünftigen wirtschaftlichen Hebung Masurens. Von besonderem Werte ist die Schilderung der Bewohner und ihrer Charaktereigenschaften. Die Masuren sind ein wertvoller und sehr bildungsfähiger Volksstamm, der dem Deutschtum dauernd neue tüchtige Kräfte zuführt.

Alles in allem ein fesselndes Buch, das jeder, der einen Sinn für die deutsche Heimat und Heimatpflege hat, besitzen sollte.

Das Buch ist auf besondere Anregung des Deutschen Bundes Heimatschutz herausgegeben und wird den Mitgliedern auf Grund besonderer Vereinbarung mit dem Verlage zum Vorzugspreise von 3 M. geliefert. Bestellungen für Bundes- und Bundesvereins-Mitglieder auf das eben erschienene Werk werden von der Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz (Berlin W. 35, Steglitzerstraße 53/III) entgegengenommen.

Geeigneter Bilderschmuck in Masurischen Bauernhäusern

Herr Dr. Heß von Wichdorff in Berlin teilt uns folgende Anregung mit:

„Im Laufe meiner zwölfjährigen amtlichen Tätigkeit in Ostpreußen, die mich allmählich in alle Teile und Winkel des Landes führte und mich besonders mit Land und Leuten in Masuren näher bekannt machte, hatte ich oft Gelegenheit, einen Blick in das Innere masurischer Bauernhäuser zu tun. Dabei fiel mir immer wieder der Mangel an Bilderschmuck in den Wohnungen auf. Der Grund dafür war nicht etwa eine Gleichgültigkeit oder gar ein Widerwille gegen Bilderschmuck überhaupt, sondern die einfache Unmöglichkeit für die Bauern, billige Bilder zu kaufen, an denen sie Gefallen haben könnten. Es läßt sich deutlich ein inneres Bedürfnis nach Bildern bei den masurischen Bauern wahrnehmen. Wenn zum Beispiel aus dem benachbarten Polen Händler mit katholischen und russischen Heiligenbildern kamen, so wurden diese Bilder von den evangelischen Masuren gern gekauft; es war eben die einzige Gelegenheit, Bilder zu einem angemessenen Preis zu erwerben. Ich habe, durch diese Eindrücke bestimmt, einigen Bauern, die mir durch Auskünfte und Hilfeleistungen bei den staatlichen geologischen Aufnahmen besonders gefällig waren, gerahmte farbige Ansichten schöner deutscher Landschaften geschenkt. Diese wurden stets mit großer Freude genommen und bekamen die Ehrenplätze in den Stuben. Die Nachbarn pflegten mich dann um solche Bilder zu bestürmen, so daß es sich in der Tat fast gelohnt hätte, ein Bildergeschäft aufzutun.

Da ein gutes Bild stets erzieherisch auf den Geschmack wirkt, scheint mir, man sollte das Bild im Zimmer bei dem Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften nicht als eine „nebensächliche“ Angelegenheit unbeachtet lassen. Wie ein einziger Dorfbewohner mit einem schmucken, blumenreichen Vorgarten am Haus bald Schule im ganzen Dorf macht, so erweckt ein guter Bilderschmuck in einer Hütte den gleichen Wunsch bei vielen andern Nachbarn. Eine schöne Wohnung aber kräftigt das Behaglichkeitsgefühl und die Liebe zur Heimat. Solche Gefühle sind ja sehr abhängig von Dingen, die dem Verstand oft nur als „Kleinigkeiten“ und „Nebensachen“ erscheinen. Benutzen wir diese „Kleinigkeiten“, um durch sie ein großes Ziel zu erreichen: die Leute mit dem Herzen immer inniger an ihre Heimat zu fesseln.“

Wir meinen, diese Ausführungen verdienen beachtet zu werden. Man sollte die Beschaffung von guten Bildern in Ostpreußen nicht dem Zufall überlassen. Es möchte sonst allzuviel Schund aus dem ganzen Reiche dort zusammengespült und abgesetzt werden. Wird Geld für Bilder ausgegeben, so soll es auch für die besten Bilder ausgegeben werden, die für das Geld zu haben sind. Besser als die berüchtigten Öldrucke oder als süßliches, wertloses Zeug wären denn schließlich doch noch die nüchternen weißen Wände.

Bei der Beschaffung von Bildern

ist vor allem auf zweierlei zu achten: erstens, daß sie wirklich als Zimmerbilder wirken, das heißt: daß man sie auch aus einiger Entfernung mit Genuß anschauen kann. Gute Bilder, die man nur aus nächster Nähe erkennen kann, gehören, so gut sie auch sein mögen, in die Mappe und nicht an die Wand. Und zum andern, daß sie dem Bauer etwas für Auge und Herz bieten. Es kommt nicht auf den berühmten Namen der Maler an. Was soll beispielsweise ein Bauer in Masuren mit Watteau oder Andrea del Sarto oder selbst auch mit der Mona Lisa anfangen? Gebt ihm die schönen Aquarelle von Ludwig Richter oder Richters herrliche Radierung „Christnacht", von der eine gute Wiedergabe bei Callwey in München ja schon für zwei Groschen zu haben ist. Es gibt in unsrer deutschen Kunst so vieles, was in eine Bauernstube paßt. Vor allem auch unter den Landschaftsbildern. Was die Farbigkeit betrifft: Nicht darauf kommt es an, ob recht viel Farben beim Druck verwendet sind, sondern darauf, daß das Bild farbig klar und eindrucksvoll wirkt. Das tut oft ein einfacher Schwarz-Weiß-Druck mehr als ein bunter Druck, in dem die Farben für das Auge, aus einiger Entfernung gesehen, zu einem unbestimmbaren Gemisch verschwimmen.

Hinweisen möchten wir hier auf ein paar Sammlungen, die geeignete billige Blätter enthalten: Meisterbilder des Kunstwarts (Verlag Georg D. W. Callwey in München, Stück 25 Pf.). Künstler-Steinzeichnungen (Verlag von B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig. Stück von 1—6 M.). Vorzugsdrucke des Kunstwarts, von 1 M. an. Zwei-Mark-Blätter aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Ja, an bescheidener Stelle der Wand werden besonders den Kindern manche Freude die Münchner Bilderbogen machen (Braun & Schneider in München, Stück einen Groschen). Ebenso die „Neuen Flugblätter" von Breitkopf & Härtel für einen Groschen das Stück. Weiterhin kommen einzelne farbige Blätter aus dem Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und aus der „Jugend" (Verlag von Georg Hirth, München) in Betracht. Da gibt es eine Fülle auszuwählen! Zu genauerer Wahl wende man sich an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes in Dresden-Blasewitz, der auf Wunsch dann Listen mit Preisangabe zusammenstellt. Zwei Wandschmuck-Ausstellungen des Dürerbundes waren gerade zur Zeit des Russeneinfalls in Soldau, sie sind wahrscheinlich vernichtet worden.

Bei der Gelegenheit: neben den Bildern sollten auch ein paar gute Bücher künftig in die Bauernhäuser kommen. Bibel und Gesangbuch gehören natürlich an die erste Stelle, daneben ein guter Kalender, außer dem heimatlichen, der wegen des Märkteverzeichnisses unentbehrlich ist, einer, der etwas zum Lesen, Singen und Anschauen gibt, etwa der „Gesundbrunnen". Dann aber, warum macht man nicht die hübschen, billigen Büchereien, deren Groschenhefte so bequem zu haben sind, für die Bauernhäuser nutzbar? Warum kommen immer nur Kolportageromane und dergleichen aufs Land? Freilich, gute Bücher, wenn sie billig sind, werfen nicht so viel „Rabatt" ab wie der Schund. Aber vielleicht richtet man einmal von Seiten der Behörde eine Kolportage mit guten billigen Leseheften ein. Natürlich müßte der zu vertreibende Lesestoff von wirklich sachverständigen Kennern, die die Literatur und die Bücherausgaben sowohl wie die Bedürfnisse der ländlichen Leser kennen, ausgewählt werden, von Beratern vor allem, die geschäftlich uninteressiert sind. Der Dürerbund hat ja manche gute Vorarbeit geleistet, z. B. durch seine 85. Flugschrift „Verzeichnis guter billiger Bücher". Sein Arbeitsausschuß ist stets bereit, in diesen Dingen Auskunft zu geben und mitzuarbeiten. Hinzuweisen wäre hier auch auf die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung" in Hamburg-Großborstel.

Baudenkmäler in Frankreich und Belgien

Zentralblatt der Bauverwaltung Nr. 6 vom 20. Januar 1915.

Geheimer Regierungsrat Dr. Clemen in Bonn hat das von uns besetzte Gebiet und das an der französischen Kampflinie im nördlichen und östlichen Frankreich bereist und hat die Schäden an den Baudenkmälern verhältnismäßig gering vorgefunden. Ganz unberührt sind geblieben Cambrai, Douai, Valenciennes, St. Quentin. Die Denkmäler von Lille haben verhältnismäßig wenig gelitten. Von den alten Städten nördlich von der Aisne sind zum Glück Laon und Noyon gänzlich unbe-

rührt. Bei den notwendig gewordenen Zerstörungen einzelner Orte zwischen der Nordostgrenze und der Aisnelinie ist die Heeresleitung immer um die Erhaltung von Denkmalbauten bemüht gewesen. So ist die Kirche St. Nicolas in Rethel völlig unversehrt. An der Schlachtfront nördlich und östlich von Verdun und um den Argonnenwald sowie vor dem Woevre sind natürlich eine ganze Reihe von Ortschaften mehr oder weniger zerstört, doch konnten dafür auf dem Wege, den unsere Truppen nach dem Südwesten genommen haben, gerade die wichtigsten Denkmäler sorgsam geschont worden.

Unsere Hauptsorge gilt jetzt den Denkmälern von Reims und Soissons. Leider muß die Beschießung jedoch fortgesetzt werden, weil die Franzosen sich aus Stellungen hinter den Städten und in den Stadtinnern auf das hartnäckigste verteidigen. Die Türme der Kathedralen werden von ihnen für Lichtzeichen benutzt. So hat unsere Artillerie keine andere Möglichkeit, als die, die Sicherheit und das Leben unserer Truppen dauernd gefährdende Stellungen zu zerstören.

Am schlimmsten sieht es an der Nordlinie aus, in Arras und in Ypern. Der 75 Meter hohe Belfried von Arras ist verschwunden; das Bild des Belfrieds der Hallen in Ypern stark verletzt, der in Armentières ist ebenfalls gefallen. Das Rathaus in Arras hat schwer gelitten. Das Rathaus neben den Hallen in Ypern ist völlig zerstört, Martinskirche und Museum sind stark beschädigt. St. Nikolas in Dixmuiden ist zum größten Teil zerstört. Bei all diesen Zerstörungen lag aber eine unbedingte Notwendigkeit vor, da die Denkmale, namentlich die Türme, durch die Feinde ausgenutzt wurden.

Jetzt sehen sich Franzosen und Engländer ihrerseits gezwungen, ihre eignen Denkmäler und die ihrer Verbündeten zu vernichten. So erklären sich die Beschädigungen der frühgotischen Kirche in Bourgogne, zu Brimont, im Bergdorf Hatton-châtel an der Côte Lorraine, der Kirche St. Etienne in St. Mihiel. In letzterer beschädigten sie schwer eines der berühmtesten Bildwerke der französischen Renaissance, die unvergleichliche Grablegung Ligier Richiers. Aufgabe der deutschen Barbaren wird es jetzt sein, die Denkmäler gegen die französischen Granaten zu schützen.

Zum Wiederaufbau in Belgien, Bauwelt Nr. 4 vom 28. Januar 1915.

„. . . Schon regen sich Bestrebungen, die Schäden zu heilen. Die Aufnahme der Denkmäler durch die deutschen Behörden legt den Grund dazu. Weiteres tun städtische Organe, zum Teil auch Kommissionen: so in Antwerpen und Löwen. . . . Man hat im 19. Jahrhundert ein sehr reiches spätgotisches Haus zur „Freilegung“ des Rathauses abgetragen und unter Zurücklegung der Front ein Empirehaus an die Stelle gesetzt. Dieses Haus ist nun abgebrannt. Man denkt daran, auch die Fassade niederzulegen und nach den erhaltenen Aufnahmen das alte, sehr reiche gotische Haus wieder zu errichten. Ähnlich ist man vor einigen Jahrzehnten mit dem Haus der Könige in Brüssel verfahren. Dieser Versuch sollte abschrecken. . . . Die Wiedererrichtung der überaus reichen, mit Plastik fast zu reich geschmückten Spätgotik Belgiens ist ganz aussichtslos. . . . Will man die alte Empirefassade niederlegen, so liegt eben eine moderne Aufgabe vor, rein architektonisch und städtebaulich . . .“

Verschiedenes

Invalidenheime

Gartenstadt, Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft. „Unseren Kriegsinvaliden ein gartenstädtisches Heim!“ Paul Helbek. 8. Jahrg., Heft 9, Februar 1915.

Mit der Beschaffung geeigneter Wohnstätten für Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen wächst für die Gartenstädte eine große Aufgabe heran. Allen, den verheirateten und unverheirateten Ganz- und Halbinvaliden, sowie den Kriegerwitwen können keine besseren Heime gegeben werden. Eine weitherzige Auslegung des Gesetzes für Militärpension und Hinterbliebenenversicherung vorausgesetzt, sind finanzielle Grundlagen für die Verwirklichung geboten und werden nachgewiesen. Verfasser fordert vom Reich die planvolle Aufklärung der Betroffenen, Die Gelder für derartige Siedlungen zu beschaffen wird möglich sein, wenn das Reich eine Zinsgarantie für die zweiten Hypotheken der in Frage kommenden Objekte in der Höhe bis zu 90 oder 95 Prozent übernimmt.

Eine bemerkenswerte Warnung vor dem flachen Pappdach für landwirtschaftliche Gebäude, Scheunen u. dgl., die vor allem beim Wiederaufbau der im Kriege zerstörten Dörfer in Ostpreußen allgemein beachtet werden sollte, enthält ein Erlaß des Landrats Dr. Wachs in Meldorf. In demselben heißt es: Aus der Zahl der eingehenden Baugesuche sei zu erkennen, daß für dieses Frühjahr (1914) in allen Teilen des Kreises viele Neu- und Umbauten geplant seien und dort namentlich von vielen Häusern die Retbedachung abgerissen und durch Pappdach ersetzt werden solle. Der gegenwärtige Zeitpunkt erscheine aber für solche Umbauten recht ungünstig, da in wenigen Jahren die Versorgung des Landes mit elektrischer Kraft durchgeführt sein dürfte und nach dem Urteile Sachverständiger die Stuhl- und Dachkonstruktion des Pappdachs für den elektrischen Betrieb der Futterablader sehr unpraktisch ist. Nach Einführung des elektrischen Betriebes würde deshalb das Pappdach voraussichtlich wieder umgebaut werden müssen, während der hohe Dachstuhl des Retdaches ohne weiteres geeignet bleiben würde. — Damit ist ein völlig neuer und schwerwiegender Hinweis auf wirtschaftliche Vorteile der alten hohen Dächer gegeben, die ja auch sonst schon als den flachen Dächern überlegen anerkannt sind. Ob die Dachppenninteressenten auch diese rein sachliche Begründung in der beliebten Weise als „romantische Heimatschutzschwärmerei“ hinzustellen versuchen werden? Aber sie können immer noch damit rechnen, daß es weit leichter ist, eine schöne und bewährte alte Überlieferung durch etwas Neues zu verdrängen, als das einmal eingerissene Übel wieder zu beseitigen. Hat doch der Magistrat von Winsen a. d. Luhe, einer ländlichen Kleinstadt inmitten des ureigentlichen Heimatsgebietes des niedersächsischen Strohdachs, erst kürzlich in einer Verfügung darauf hingewiesen, daß die noch bestehenden Strohdächer nach der dortigen Bauordnung bis zum 1. Januar 1915 unbedingt zu beseitigen seien. Wissen die Stadtväter, die doch den ländlichen Betrieb täglich vor Augen haben, wirklich noch nichts davon, daß überall in deutschen Landen die praktisch wirtschaftlichen Vorzüge des Strohdachs und seine Bedeutung für das Landschafts- und Ortsbild wieder gewürdigt werden, und alles geschieht, um es zu erhalten und unter Benutzung des feuersicheren Gernentz-Daches wieder allgemein einzuführen? Wollen sie es nicht wissen, weil sie ihre Bauordnung für unumstößlich halten — wat schrieven is, is schrieven — oder wollen sie sich den Ruhm sichern, als letzte für einen vor Jahrzehnten allgemein begangenen und gerade von den landfremden Behörden eifrigst vertretenen, aber doch auch längst erkannten und eingestandenen Irrtum eingetreten zu sein? —

Der Deutsche Bund Heimatschutz und die einzelnen Heimatschutzvereine vertreten den Standpunkt, kein Material zu bekämpfen, vielmehr von Fall zu Fall, je nach Lage und Umgebung der betreffenden Bauaufgabe, zu entscheiden, ob ein Baustoff verunstaltend wirken wird oder nicht.

Hiernach lehnen wir im allgemeinen die Reklame für Dachpappe und dergleichen im Rahmen unseres Anzeigenteils ab, während wir den Baustoff selbst nur unter gewissen Voraussetzungen ablehnen können.

Herr Prüß in Berlin hat mehrere Anregungen gegeben, von denen hier das Wichtigste mitgeteilt sei.

Die Feuersicherheit der einzelnen Gebäude hätte schon früher gesteigert werden können, wenn die üblichen Bretterwände und Holzverschläge in den Dachgeschossen vermieden wären und freies Holzwerk mit feuersicheren Bekleidungen, wie z. B. Rohrputz, geschützt wäre. Gerade die allseitig freistehenden, rauh gelassenen Dachverbandhölzer werden bei ausbrechenden Bränden am meisten angegriffen. Die Sicherheit läßt sich erhöhen, indem die Dreiecke zwischen Stielen, Rähmen und Kopfbändern und die Zwischenräume zwischen den Dachsparren ausgemauert bzgl. mit Strohlehmstakung versehen werden, ferner durch Abhobeln der freistehenden Hölzer und durch Abrunden ihrer scharfen Kanten. Dann aber empfiehlt sich die häufigere Anwendung der Eisenbetonbauweise für Decken und Wände ohne wesentliche Verteuerung selbst für kleinere Baulichkeiten.

Eine häufigere feuerpolizeiliche Nachprüfung der Dachböden wäre wegen des dort meist aufgestapelten Gerümpels dringend notwendig. Unter solchen Voraussetzungen könnten in den kleinen Städten die Brandmauern schwächer gehalten sein.

Herr P. hat eine Fülle von Scheu-

nen mit massiver Bedachung gebaut, namentlich auch solche mit zum Teil eisernen Bogenbindern, die einen großen freien Raum schaffen. Auf diese Weise lassen sich bei Dachneigungen herab bis zu 30 Grad wirtschaftlich empfehlenswerte Bauten von gutem Aussehen herstellen.

Er führt dazu u. a. aus:

„. . . Unsere alten Scheunen waren mit Rohr, Stroh oder Schindeln eingedeckt. Die Wände bestanden aus leichtem Fachwerk, und hierdurch war es möglich, daß eine lebhafte Durchlüftung im Innern des Scheunenraumes stattfand. Auch das lagernde Getreidekorn braucht, wie Mensch und Tier, eine Menge von Luft, um in der Scheune aus- und nachreifen zu können. Mit dem Aufbau der Seitenwände mit festem Baumaterial wurde der Zutritt von frischer Luft zu dem Getreide völlig abgeschnitten. . . . Wer die verschiedenen Scheunenbauten aufmerksam betrachtet, wird vielfach finden, daß bei festen Papp- und Wellblechdächern auf Scheunen zur Beseitigung des Dunstes und um etwas Lüftung zu schaffen, Schornsteine aufgesetzt oder die Firste aufgeschnitten und darüber ein schmales erhöhtes Satteldach aufgesetzt ist. Hier zeigt sich so recht, zu welchen Notbehelfen man hat greifen müssen, da eben Papp- und Wellblechdächer genau so wirken müssen, wie der Gummirock des Wanderers, der ihn freilich vor dem äußeren Regen schützt, aber um so mehr den Körper innerlich erhitzt. . . .“

Der Denkmälerhandel in Kriegszeiten. Der Handel mit alten Kunstdenkmälern nimmt jetzt stellenweise den Charakter einer Verschleuderung alten Familien- und Kirchenbesitzes an. Hier sind Eingriffe der Aufsichtsbehörden dringend nötig. Vor kurzem beschäftigte sich die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde mit den Zuständen, wie sie sich bereits vor dem Kriege auf dem Gebiete des Denkmälerhandels ausgebildet hatten. Es handelte sich um den Verkauf von alten Grabplatten. Zwei aus der Kirche in Biesdorf (Kr. Bitburg) aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden durch einen Althändler für 8000 Mark erworben und nach Schlesien verkauft. Drei Grabplatten aus dem ehemaligen Damenstift Marienburg bei Boppard am Rhein hat das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin für 12 000 Mark erworben. Die genannte Gesellschaft will im Verein mit den rheinischen Vereinen für Denkmalpflege und Heimatschutz alle maßgebenden Personen durch ein Flugblatt auffordern, den Handel mit Denkmälern und ähnlichen für die Ortsgeschichte so bedeutsamen Erinnerungen aus alter Zeit zu verhindern.

Die Denkmalpflege Nr. 2 vom 10. Februar 1915.

Der seltene Fund eines mittelalterlichen Ziegelofens im Deutschordenslande, noch teilweise beschickt mit den fertig gebrannten Backsteinen, ist nach den Aufdeckungsarbeiten des Regierungsbaumeisters Lindemann aus Neidenburg von dem Provinzialkonservator Dethlefsen in Königsberg beschrieben und an mehreren Bildern erläutert worden.

Der Städtebau, 12. Jahrg., Heft 1, vom Januar 1915 bringt einen wertvollen Aufsatz „Baulinie und Städtebau“ von Ewald Munscheid in Bielefeld. Er spricht der weitgehenden Schonung der alten Stadt- und Straßenformen das Wort, die keine bloße Liebhaberei bedeutet, sondern ebensosehr vom praktisch-wirtschaftlichen Standpunkte wie auch aus ethischen und ästhetischen Rücksichten geboten ist. Der leitende Grundsatz bei der Festsetzung von Baulinien muß daher lauten: „Dem Neuen zum Nutz und dem Alten zum Schutz.“

Das Januarheft der „Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Kleinwohnungswesen“ ist den verschiedenen Kriegsmaßnahmen gewidmet, zunächst der Anregung zur Errichtung und Unterstützung von Kleingartenanlagen und Felderkolonien durch die Gemeindeverwaltungen, größere Arbeitgeber, besondere Vereine (Schrebergärtenvereine) usw. unter Mitteilung der diesbezüglichen Erlasse des Preuß. Ministers für öffentliche Arbeiten und des Bayer. Ministers des Innern. Dann folgen Satzungen für Einigungsämter (Miet- und Hypothekenschulden), Mitteilungen über Hypothekenzinsen der Sparkassen, Wohnungsfürsorge, Wohnungsmarkt, Bauvereine und Bauberatung.

Der malerische Ort Mittenwald im bayerischen Hochgebirge an der Isar, berühmt durch seine Fassadenmalereien, wurde Anfang Dezember 1914 von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht. Ihr fielen 32 Haushaltungen am Unteren Markt zum Opfer. Die geschlossene Reihenhausbebauung, die Holz-

giebel und die Schindelbedachungen begünstigten das Umsichgreifen des Feuers. Das erste Heft der „Denkmalspflege“ vom 20. Januar 1915 bringt in einem Aufsatz eine Reihe Bilder, die das eigenartige, reizvolle Gepräge der im Charakter so einheitlichen Ortschaft zeigen. Hoffentlich erfolgt der Wiederaufbau im Sinne der dortigen Bauweise, natürlich unter Berücksichtigung der unbedingt gebotenen baulichen und gesundheitlichen Verbesserungen.

Reklameausschüsse. Die Bestrebungen, die künstlerische Hebung der Außenreklame durch Einsetzung von aus Architekten, Künstlern und Reklameinteressenten bestehenden Ausschüssen zu fördern, gewinnen erfreulich an Boden. Die **Handelskammer Osnabrück** hat sich bereits wiederholt dafür ausgesprochen, und die **Ältesten der Berliner Kaufmannschaft** haben die Gründung eines solchen Reklameausschusses beschlossen. In diesem sollen sowohl die ästhetischen wie die wirtschaftlichen Interessen ihre angemessene Vertretung finden, und die Verbände der Künstler und Architekten, des Heimatschutzes und der Hausbesitzer zur Mitarbeit herangezogen werden. Geschieht dies, so würde sich auf diese Weise am ersten und wirksamsten eine allgemeine Verständigung und Aufklärung herbeiführen und durch Verhandlungen von Fall zu Fall eine Verhütung der Landschaften und Ortschaften entstellenden Auswüchse erzielen lassen. Nur gegen diese richtet sich ja der Kampf der Künstler und Heimatschützer, und ihre aufklärende Arbeit wird am besten in direkten sachlichen Verhandlungen der beiden Parteien wirken können. Je nach der Lage des Einzelfalles wird meist eine beide Parteien befriedigende Ausgleichslösung zu finden sein. Wo solche Verständigung scheitert, wird allerdings im Interesse der Gesamtheit der Schutz des Gesetzes eintreten müssen.

Aus **Braunschweig** verlautete vor dem Kriege von zwei Bauvorhaben, zu denen Heimatschutz und Denkmalpflege umgehend und nachdrücklich würden Stellung nehmen müssen. Im Anschlusse an das altehrwürdige Altstadt-Rathaus soll eine große Stadthalle erbaut werden, um einen Saal für große Veranstaltungen, Festlichkeiten usw. zu erhalten. Die Pläne für den Bau, für den eine Million Mark bewilligt werden soll, sollen durch einen Wettbewerb beschafft werden. Bei der hervorragenden künstlerischen Bedeutung des Altstadt-Rathauses und seiner Umgebung ist dringend zu wünschen, daß das gemeldete Bauvorhaben von vornherein einer eingehenden künstlerischen Prüfung und Beratung durch die bewährtesten Kräfte unterstellt wird, und daß rechtzeitig alles geschieht, um einer etwaigen Beeinträchtigung des herrlichen alten Bauwerks und einer Zerstörung des einzigartigen mittelalterlichen Platzbildes, das bis jetzt in seiner einheitlichen Wirkung erhalten geblieben ist, vorzubeugen. Da es sich hier um ein öffentliches Gebäude und um eine der hervorragendsten alten Baugruppen der Stadt handelt, ist ja mit Sicherheit anzunehmen, daß schon von seiten der maßgebenden Behörden alles Erforderliche geschieht. Schwieriger und deshalb weit bedenklicher erscheint der zweite Fall, weil es sich da um Privatbesitz handelt. Am Bäckerklint, dessen alte Häuserfronten, zu denen auch das reichgeschnitzte Eulenspiegelhaus gehört, in ihrer einheitlichen Geschlossenheit ein überaus malerisches Platzbild ergeben und der durch den vortrefflichen und sehr geschickt aufgestellten Eulenspiegelbrunnen neuerdings eine besondere Zierde erhalten hat, soll das die westliche Langseite des Platzes beherrschende Haus der Stegerschen Mummebrauerei einen „imposanten, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten“ Neubau Platz machen. Das alte, berühmte Mummehaus, ein besonders stattlicher, breitgelagerter Bau mit reichem, wappengeschmücktem Portal (Stammhaus der Familie Häseler) und gut erhaltener Däle, hat über dem zweigeschossigen steinernen Unterbau ein reichverziertes Fachwerkgeschoß mit gutem Schnitzwerk und Ohrmuschelornament aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, darüber einen stattlichen Giebel aus späterer Zeit und ist an sich schon als das einzige noch vorhandene Beispiel dieser Art höchst erhaltenswert. Für den stimmungsvollen Platz aber würden sein Abbruch und der angekündigte Neubau geradezu eine Vernichtung bedeuten, sobald der letztere, wie ja nach der Ankündigung mit betrüblicher Sicherheit anzunehmen ist, in Maßstab und Höhe aus dem alten Rahmen herausfiele. Das einst so wundervoll einheitliche alte Braun-

schweig hat aber schon an so vielen Stellen so schmerzliche, nicht wieder gut zu machende Einbußen erlitten, daß jeder weitere derartige Verlust mit allen Mitteln verhütet werden muß. Mögen diese rechtzeitig gefunden und nachdrücklichst geltend gemacht werden.

Ödländereien und Naturschutz

(Bauwelt Nr. 3 vom 21. Januar 1915.)

Der hannoverschen Ansiedlungskommission gehörende, innerhalb und an der Grenze der Gemeinde Vörden liegende Moore von rund 1200 Hektar werden der Kultur nutzbar gemacht.

Schutz der Landschaft. Nach dem bekannten Urteile des Berliner Kammergerichts gehören die einfachen Landschaften der norddeutschen Tiefebene nicht zu den durch das Gesetz vom 15. Juli 1907 zu schützenden „landschaftlich hervorragenden". Der Verein Heimatschutz in Brandenburg beauftragte deshalb auf seiner Jahresversammlung in Fürstenwalde den Vorstand, Anträge zur entsprechenden Abänderung und Ergänzung des Gesetzes auszuarbeiten.

Ein Naturschutzpark für Oberschlesien. Der Bürgermeister Nikolai von Leobschütz will im Verein mit den Städten Kattowitz und Königshütte und den Industriegemeinden Bismarckhütte, Schwientochlowitz und Zalenze das Jaumatal von den jetzigen Besitzern, dem Fürsten Pleß und einigen Bauern, erwerben und zum Naturschutzparke für Oberschlesien bestimmen.

Blitzschutz durch Bäume. Einen bemerkenswerten Beitrag zur Beurteilung der ungleichen Blitzanziehungskraft verschiedener Baumarten liefern Beobachtungen, die in elf Jahren in den Waldungen von Lippe-Detmold gemacht worden sind. Diese Waldungen bestehen vorwiegend — etwa zu 70 v. H. — aus Buchen. Trotzdem ist in den elf Jahren keine einzige Buche vom Blitz getroffen worden, wohl aber 86 Eichen, 20 Fichten und 4 Kiefern.

Ein Naturschutzgebiet in Jütland haben die nach Amerika ausgewanderten Dänen dem dänischen Staate geschenkt. Sie haben die Räbildhügel bei Aalborg in Nordjütland, eins der schönsten Stücke der jütländischen Heide, erworben, außerdem sechs kleinere Gebiete, darunter einen Dünenzug bei Kap Skagen, im ganzen etwa 60 Quadratkilometer, und sie dem dänischen Könige übergeben, der die Schenkung in Gegenwart der Minister, des Reichstagspräsidiums und vieler Würdenträger feierlichst als dänisch-amerikanischen Nationalpark erklärte.

Schweden besitzt bereits 14 Nationalparke, deren größte, das Sarjekmassiv und ein Gebiet um den Stora Sjöfall, 1045 und 825 Quadratkilometer umfassen. Dazu soll jetzt weiter die Jungfrau-Klippe, der vielbesungene „Blauhügel" der alten Sänger, im Kalmarsunde kommen. Die unbewohnte, geologisch merkwürdige und durch eine reiche und eigenartige Flora und Fauna ausgezeichnete Klippe hat drei Kilometer im Umkreis; auf der Nordseite steigt sie in unregelmäßigen Terrassen zur höchsten Spitze auf; die Südseite fällt steil ins Meer ab.

Naturschutz auf Spitzbergen. Die arktische Tierwelt mit ihrem reichen Vogelleben, den Walfischen, Walrossen, Seehunden, Renntieren, Eisbären usw. hat von jeher die Aufmerksamkeit aller Nordlandreisenden gefesselt. Aber sie ist auf Spitzbergen durch die rücksichtslosen Schlächtereien berufsmäßiger Fangleute und durch die sinnlose Mordlust vieler Reisenden der Vernichtung nahe. Wie unglaublich dort noch in neuester Zeit gewütet wird, kann man daraus ersehen, daß allein die 1908 von Tromsö ausgesandten Expeditionen 26 lebende und 137 tote Eisbären, 4 lebende und 162 tote Walrosse, 4039 Klappmützenseehunde, 1109 Großrobben, 440 Kilogramm Daunen, 4614 Tonnen Speck und 40½ Tonnen Fischbein heimbrachten. Da das Land keinem Staate gehört und das Fehlen jeglicher Ordnung und Verwaltung zu vielen Unzuträglichkeiten geführt hat, sind 1910 auf Veranlassung der Norwegischen Regierung die zunächst beteiligten Staaten Norwegen, Schweden und Rußland in Christiania zu einer Konferenz zusammengetreten, um eine internationale Regelung der Verhältnisse Spitzbergens herbeizuführen. Bei der zweiten Tagung dieser Konferenz im Januar 1912 regte Geheimrat Conwentz, der Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, der schon 1904 in Vorträgen in Schweden auf die Dringlichkeit des Naturschutzes in Spitzbergen hingewiesen hatte, an, daß auch die Frage des Tier- und Pflanzenschutzes von der

Konferenz erörtert und gefördert werde. Die Konferenz beschloß, daß Ländereien von besonderem Interesse für wissenschaftliche Studien durch die mit der Verwaltung Spitzbergens betraute Kommission von jeder Besitznahme auszuschließen seien. Die Kommision kann ferner unter gewissen Beschränkungen Maßnahmen treffen, um der Ausrottung von wissenschaftlich interessanten Pflanzen und Tieren vorzubeugen.

Der im letzten Sommer in Christiania tagenden dritten Spitzbergenkonferenz, an der sieben Staaten beteiligt waren, hat nun Geheimrat Conwentz eine Denkschrift über den Naturschutz in Spitzbergen vorgelegt (Band IV, Heft 2 der „Beiträge zur Naturdenkmalpflege", Berlin 1914). In dieser Denkschrift ist die Entdeckung und Erforschung, die Natur und die völkerrechtliche Stellung Spitzbergens behandelt. Daran schließen sich die Ergebnisse einer Rundfrage, die Geheimrat Conwentz bei über 70 hervorragenden Kennern des Landes in allen Ländern veranstaltet hat, und auf Grund dieser Gutachten Vorschläge, wie die bedrohte Natur auf Spitzbergen zu schützen ist. Von diesen sind die wichtigsten: die sportliche und gewerbsmäßige Jagd auf Spitzbergen wird verboten; bei Jagd oder Fang auf dem Lande oder in den umgebenden Gewässern ist die Anwendung von Gift oder Explosionsstoffen verboten; für eine Reihe von Tieren werden Schonzeiten festgesetzt; das Ausnehmen und Zerstören der Nester, sowie das Einsammeln bestimmter Pflanzen wird untersagt. Ferner sollen größere Teile als Naturschutzgebiete behandelt werden, nämlich Nordwestspitzbergen zwischen Eisfjord, Dickson-Bai, Wijde-Bai, einschließlich Prinz-Karl-Vorland (rund 20 000 qkm), die Bäreninsel (rund 350 qkm) und alle Vogelberge. Außerdem soll der Eisbär in König-Karl-Land und den umgebenden Inseln (rund 5000 qkm), das Renntier in Barents-Land und Stans Vorland (rund 10 000 qkm) geschützt werden. Wenn diese Vorschläge verwirklicht würden, wäre es nicht nur vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt aus aufs freudigste zu begrüßen, sondern ebenso vom wirtschaftlichen. Falls der unsinnigen Ausrottung der Tiere ein Ziel gesetzt wird, werden sich diese vermehren und allmählich auch wieder einen beträchtlichen Gewinn abwerfen können. Zur Durchführung des Schutzes müßte das in dem getroffenen Abkommen bereits vorgesehene internationale Polizeikorps herangezogen werden und die von Spitzbergen zurückkehrenden Schiffe müßten im Anlaufhafen auf das Vorhandensein von geschützten Tieren und Pflanzen untersucht werden. Ferner müßten auch die Vergnügungsreisendie, die vielfach aus Unkenntnis große Werte vernichten, aufgeklärt werden, wie es erfreulicherweise schon von einigen Schiffahrtsgesellschaften, z. B. dem Norddeutschen Lloyd, geschieht.

Aus der Arbeit der einzelnen Heimatschutzvereine

Ländliche Bauten in Schleswig-Holstein. 100 Musterentwürfe. Herausgegeben im Auftrage des Schleswig-Holsteinischen Landesvereins für Heimatschutz von Stadtbauinspektor Karl Mayer in Kiel. Verlag von Charles Coleman, Lübeck. Preis 7,50 Mark.

Wohin man in Schleswig-Holstein auch kommt, überall sieht man die traulichen alten Kleinstädte und die malerischen Dörfer mit den alten, stattlichen, mit Ret gedeckten Bauernhäusern auf das traurigste entstellt durch die bauliche Unkultur unsrer Zeit, durch Verständnislosigkeit, handwerkliche Untüchtigkeit, Überschwang an Formen und „moderne" Baustoffe. Die prachtvollen alten Zeugen einer gesunden, selbständigen, den Verhältnissen des Landes und den Bedürfnissen seiner Bewohner vortrefflich angepaßten Bauweise und einer sicheren, schaffensfrohen und formenfreudigen Handwerkskunst sind überall der rücksichtslosen Vernichtung oder zum mindesten der Verunstaltung durch Reklame, Ladenausbrüche usw. preisgegeben. Aufdringliche Warenhäuser und geschmacklose, protzige Kurhäuser und Hotels entstellen die einst so einheitlich stimmungsvollen Orts- und Landschaftsbilder, und der Kampf dagegen ist schwieriger, die Bevölkerung gleichgültiger als anderwärts. Um so erfreulicher ist es, daß der erst 1908 in Kiel begründete Schleswig-Holsteinsche Landesverein für Heimatschutz gemeinsam mit dem älteren Verein Baupflege Kreis Tondern ihn sofort und tatkräftig als Hauptaufgabe aufgenommen haben. Nur wenn der klaffende Riß in der baulichen und handwerklichen Überlieferung durch Heranbildung verläß-

licher, in der Heimat wurzelnder Kräfte sicher überbrückt und der Anschluß an die alte Baugesinnung in der gesamten Bevölkerung wieder erreicht wird, kann man auf eine gründliche und andauernde Besserung hoffen.

Deshalb hat der Landesverein alsbald nach seiner Gründung eine Bauberatungsstelle eingerichtet, der mehrere tüchtige Kieler Architekten in dankenswertester Weise ihre Zeit und Kraft zur Verfügung gestellt haben, so daß schon recht anerkennenswerte Ergebnisse erzielt werden konnten. Um den so eingeleiteten Bestrebungen größeren Nachdruck zu verleihen und die bereits geleistete Arbeit weitesten Kreisen nutzbar zu machen, hat der Verein mit Unterstützung der Provinz eine Auswahl der von der Bauberatungsstelle ausgearbeiteten Entwürfe und solche verschiedener Privatarchitekten in der vorliegenden Sammlung veröffentlicht. Diese gibt auf 195 Seiten Entwürfe für alle Arten ländlicher Bauten, technische Anlagen, Bauteile und Einfriedigungen, Brücken und Bänke mit kurzen Erläuterungen und unter Beifügung vorbildlicher alter Beispiele, sowie ursprünglicher Pläne, die unter Berücksichtigung der ortsüblichen Bauweise künstlerisch und praktisch verbessert wurden.

Den Beispielen vorangestellt ist das Wesentlichste aus einem Aufrufe, den der Verein an die Bauherren und Bauleute gerichtet hat, um sie zum Anschlusse an seine Bestrebungen zu gewinnen. Darin sind kurze Leitsätze für die Behandlung der Bauten und ihrer Teile gegeben. Insbesondere ist auch auf die wirtschaftlichen und künstlerischen Vorzüge des feuersicheren Strohdaches (Gernentzdaches) und des hohen Scheunendaches wohlbegründet hingewiesen. Die reichhaltige Zusammenstellung zeigt, daß mit großem Eifer und voller Hingabe auf das so ungemein wichtige Ziel hingearbeitet wird, und läßt wünschen, daß die bisherigen Erfolge recht bald sich mehren und verallgemeinern zum Besten dieser schönen und wohlhabenden Provinz, der eine neue Blüte einer volkstümlichen und selbständigen Bauweise so dringend zu wünschen ist. Die mitgeteilten Musterentwürfe und Leitsätze werden übrigens auch über die Grenzen der Provinz hinaus vielfache nützliche Anregung und Belehrung für das unter ähnlichen Verhältnissen Erstrebenswerte bieten können. tz.

Die „Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg“ bringt im Maiheft Schilderungen von Ludwigslust, Neustadt und der Lewitz von Geh. Hofrat Prof. Geinitz, Forstmeister Freiherrn von Maltzahn und Oberbaurat Pries und von letzterem eine eingehende Darstellung der fast 800 jährigen Baugeschichte der Marienkirche in Waren.

Der 6. Jahresbericht des Lippischen Bundes für Heimatschutz und Heimatpflege berichtet u. a. von der erfolgreichen Tätigkeit der im Sommer 1913 begründeten Bauberatungsstelle, die unter ehrenamtlicher Leitung von Stadtbaumeister Hubert in Detmold zahlreiche Baupläne verbessern konnte, ohne daß dadurch jemals die Baukosten erhöht worden wären. Besonders wurden ihr vom fürstl. Verwaltungsamt Brake zahlreiche Baugenehmigungsgesuche zur Begutachtung und Überarbeitung überwiesen. An den Geschäftsbericht schließt sich eine anziehende Schilderung der kleinen Stadt Schwalenberg mit sechs reizvollen Aufnahmen.

Der Niedersächsische Ausschuß für Heimatschutz hat seinen Gründer und langjährigen Vorsitzenden, Prof. Dr. J. Kuttler in Hannover in Anbetracht seiner großen Verdienste um die Heimatschutzbewegung in Niedersachsen zu seinem Ehrenmitgliede ernannt und ihm eine künstlerisch ausgeführte Ernennungsurkunde überreicht, die der Maler Prof. Jordan mit dem Bilde einer Heidelandschaft geschmückt hat.

Für Rudolstadt sind aus der Stiftung eines Heimatschutzfreundes zwei prächtige alte Fachwerkhäuser — Bauernhäuser aus dem Saaledorfe Unterhasel und aus Birkenheide im Thüringer Walde —, die dem Abbruch geweiht waren, angekauft worden und sollen im Stadtgarten wieder aufgebaut werden.

Streckenreklame. Der Vorsitzende der Landesgruppe Hohenzollern berichtet im letzten Jahresbericht, daß es ihm mit Hilfe der von ihm angeregten Regierungspolizeiverordnung vom 24. September 1912 im Laufe des Jahres 1913 gelungen ist, alle schon vorher an den Waldrändern des Neckartales auf hohenzollernschem Gebiete aufgestellten Reklameschilder entfernen zu lassen; dagegen hat eine Eingabe an die Württembergische Eisenbahninspektion in Sigmaringen

wegen Beseitigung der Reklameschilder am dortigen Stationsgebäude leider keinen Erfolg gehabt.

Heimatschutz im Auslande

Einen anerkennenswerten Anlauf zur künstlerischen Hebung der Reiseandenkenindustrie zeigte der Bazar für Reiseandenken auf der Schweizerischen Landesausstellung in Bern. Durch die Reiseandenken-Bazarware sind ja ganze Industriezweige, in der Schweiz vor allem die Töpferei und die Holzschnitzerei, völlig zugrunde gerichtet und ist namentlich die volkstümliche Handwerkskunst auf das schwerste geschädigt worden. Der Kampf gegen den auf diesem Gebiete überall herrschenden Ungeschmack gehört daher zu den wichtigsten und vielleicht undankbarsten Aufgaben des Heimatschutzes, und ein Erfolg ist nur zu erwarten, wenn er überall beharrlich und zielbewußt aufgenommen wird. Deshalb ist es freudig zu begrüßen, daß der Schweizerische Heimatschutz dieser Gruppe in seiner Ausstellung eine besondere Sorgfalt gewidmet und durch eine reichhaltige Auswahl heimischer Erzeugnisse aller Art, unter denen auch die Ansichtskarten nicht fehlten, treffliche vorbildliche Anregungen gegeben hat. Wenn auch noch nicht alles einwandfrei erscheint, so ist doch damit die einzuhaltende Richtung bezeichnet, und der starke Andrang gerade zu dieser Abteilung und der lebhafte Verkauf waren das erfreulichste Zeugnis für die dankbare Aufnahme, die diese Bestrebungen in weiten Kreisen finden.

Im „Heimatschutz“ (Zeitschrift der Schweizer Vereinigung für Heimatschutz), Heft 1, 1915 berichtet H. Schlosser, Zürich, über den Schweizerischen Werkbund und seine Wanderausstellung in Zürich, Winterthur, Aarau und Basel vom 15. Dezember 1914 bis 15. April 1915. Dreizehn Abbildungen von Metall- und keramischen Arbeiten, Reklamesachen, einem Bucheinband und einer Tapete sind beigegeben.

„Architekten“, die Wochenschrift des dänischen Architektenvereins in Kopenhagen, bringt in den Januarheften einen für die Kenntnis des dänischen Bauernhauses wertvollen Beitrag von Magister Hugo Matthiessen über „Alte Bauernhöfe in Horsens“, einem alten jüdländischen Landstädtchen zwischen Fredericia und Aarhus. Im Schlußabschnitte dieses Beitrages (Heft 19) finden sich u. a. zwei Abbildungen wohl selten vorkommender Verzierungen in Louis XVI.-Formen: Die eine ist die eines Türsturzbalkens mit außerordentlich zierlicher Schnitzerei von 1778 (Inschrifttafeln zwischen Füllhörnern mit Blumen und Bandschleifen), die zeigt, wie frisch sich die alte Holzschnitzkunst in Dänemark bis in diese späte Zeit erhalten hatte. Die andre zeigt einen in Stuck ausgeführten Fries über einem Haustor (1774), auf dem in beträchtlicher Größe und sehr feiner flacher Modellierung und wirkungsvoller Anordnung eine Prunkkutsche unter einem Rosengehänge und zu beiden Seiten Sattel- und Zaumzeug dargestellt ist, wodurch also das Haus als das eines Wagenbauers und Sattlers gekennzeichnet ist. Ferner enthält Nr. 18 einen von Joh. Skjoldborg im Dänischen Architekten-Verein kürzlich gehaltenen Vortrag über „Kleinsiedelungswesen und dessen Beziehungen zur Schönheit in Bauweise und Hausrat“. Dieser weist darauf hin, welche ganz besondere Bedeutung es für die Pflege des Volkstümlichen wie der ländlichen Schönheit und für die Läuterung des allgemeinen Geschmacks hat, daß die Bauten und die gesamte Einrichtung der Kleinsiedelungen zweckmäßig und schön gestaltet werden. (Das Kleinsiedelungswesen hat in Dänemark durch Anbau von Ödländereien und Mooren, wie durch Aufteilung großer Güter und durch einheitliche Organisation der Siedler sehr große wirtschaftliche Bedeutung gewonnen.) Die Architekten sollten sich deshalb bereitwilligst in den Dienst der Sache stellen und beratend und leitend dazu beitragen, daß auch diese Seite der Aufgabe zum Besten der vaterländischen Entwicklung gelöst werde.

In Chicago hat sich unter dem Namen „Friends of oar native Landscape“ eine Vereinigung gebildet zur Erhaltung der landschaftlichen und geschichtlichen Denkmäler im Staate Illinois zum Nutzen der Allgemeinheit. An der Spitze steht der Gartenarchitekt Hus Jensen in Chicago, Steinway Hall.

Heimatschutz und Denkmalpflege in China. Präsident Juanschikai hat das Ministerium des Innern angewiesen, gegen die überhandnehmende Veräußerung und Ausfuhr chinesischer Altertums- und

Kunstdenkmäler einzuschreiten. Es soll zunächst eine genaue Begriffsbestimmung und Einteilung der in Betracht kommenden Gegenstände vorgenommen werden und dann sollen Vorschriften für die sachgemäße Überwachung und Bestimmungen über Verkauf und Ausfuhr mit scharfen Strafbestimmungen für unerlaubten Verkauf ausgearbeitet werden. Die Ortsbehörden sollen der Verschleuderung der Altertümer und Kunstgegenstände entgegenwirken und die Generaldirektion der Zölle soll Bestimmungen ausarbeiten, welche eine zweckmäßige Beaufsichtigung und Einschränkung der Ausfuhr durch die Organe der Seezollbehörde ermöglichen. Für die sachgemäße Erhaltung der Altertümer und Kunstgegenstände soll der Minister des Innern sorgen. Inzwischen ist in Peking ein Museum für chinesische Kunst und Altertümer feierlich eröffnet worden, dessen Hauptbestand zunächst die Schätze aus den kaiserlichen Palästen in Fengtien und Yehol bilden.

Die vorliegende Arbeit ist ein Sonderdruck der regelmäßigen Veröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz für seine Mitglieder, der mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der angeschnittenen Fragen veranstaltet wurde.

Um die im Verhältnis außerordentlich hohen Kosten der Bundeszeitschrift zu decken, müssen wir für recht ausgedehnte Abnehmerkreise Sorge tragen und bitten darum alle, die der Sache dienen wollen, um rege Förderung. Verbänden und Vereinen, die außerhalb des Bundes stehen, bieten wir die Bundeszeitschrift zu einem Vorzugspreis nach besonderer Vereinbarung an. Wir denken dabei an studentische, Jugend- und Wandervereine u. dgl. Unser Verlag ist gern bereit, besondere in Ergänzung einzufügende Mitteilungen der betreffenden Verbände mitzudrucken, allenfalls unter Ergänzung der Titelangaben.

Dann richten sich unsere Bitten vor allem an die Lehrer der Volks- und höheren Schulen. Wir werden aus diesen Kreisen so oft nach guten Heimatschutzbüchern gefragt und hoffen in Zukunft, wie auch schon früher, durch unsere eigenen Veröffentlichungen und die weiteren, die wir mittelbar beeinflussen, solche Nachfragen zum großen Teil selbst decken zu können. Schul- und Lehrerbibliotheken erhalten unsere Hefte zu Vorzugspreisen.

Nach den Satzungen ist der Deutsche Bund Heimatschutz bestrebt, Freunde und Mitarbeiter den Bundesvereinen als Mitglieder zuzuführen, wo solche bestehen, namentlich, wenn diese Vereine eine besondere Zeitschrift herausgeben. Bei dem geringen Jahresbeitrag werden sich jedoch viele unmittelbar an uns anschließen wollen, zumal in unseren Veröffentlichungen gerade die Gesamtheit deutscher Heimatschutzbestrebungen übersichtlich zum Ausdruck kommt.

Die letzte Vorstandssitzung im Januar hat beschlossen, daß statt der in diesem Jahr begonnenen monatlichen Ausgabe der Bundesveröffentlichungen Vierteljahrshefte erscheinen sollen. Der Einzelpreis wird dann bei einem Umfang von 4 Bögen (64 Seiten) Hauptblatt mit Bildbeiträgen und von $1^1/_2$—3 Bögen Anhang 1,20 M. betragen, das Postgeld bei einem Stück im allgemeinen 10 Pf.

Solange aber durch den Krieg entstandene, wichtige Heimatschutzfragen der Erörterung bedürfen, gibt der Bund Sonderhefte in loser Folge heraus. Sie gehen zunächst allen Bundesmitgliedern zu, damit dadurch die längere Spanne eingeholt wird, in der Veröffentlichungen ausgeblieben sind. Vielleicht kommen wir aber in kurzem in die Lage, solche Mitglieder um Nachzahlung eines weiteren Betrages zu bitten, die sämtliche Kriegsveröffentlichungen zu beziehen wünschen.

Der Jahresbeitrag zur Mitgliedschaft im Bunde ist für Einzelpersonen mindestens 3 Mark, für Körperschaften und Behörden mindestens 10 Mark.

Bundesmitteilungen

Der Vorstand des Deutschen Bundes Heimatschutz setzt sich wie folgt zusammen:

Vorsitzender: Landrat Freiherr von Wilmowski, Merseburg.
1. stellv. Vorsitzender: Beigeordneter Rehorst, Köln.
2. stellv. Vorsitzender: Rektor Professor Fuchs, Tübingen.
Schatzmeister: Direktor Frz. Goerke, Berlin W. 62, Maaßenstr. 32.

Inhalt

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Ing. Werner Lindner, Berlin W 35, Steglitzerstraße 53/III, Geschäftsstelle des Deutschen Bundes Heimatschutz.
Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.

1'